

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**350 Tage in französischer Gefangenschaft und 20 Tage
auf der Flucht aus derselben**

H., Otto

Pforzheim, 1918

urn:nbn:de:bsz:31-39740



350 Tage

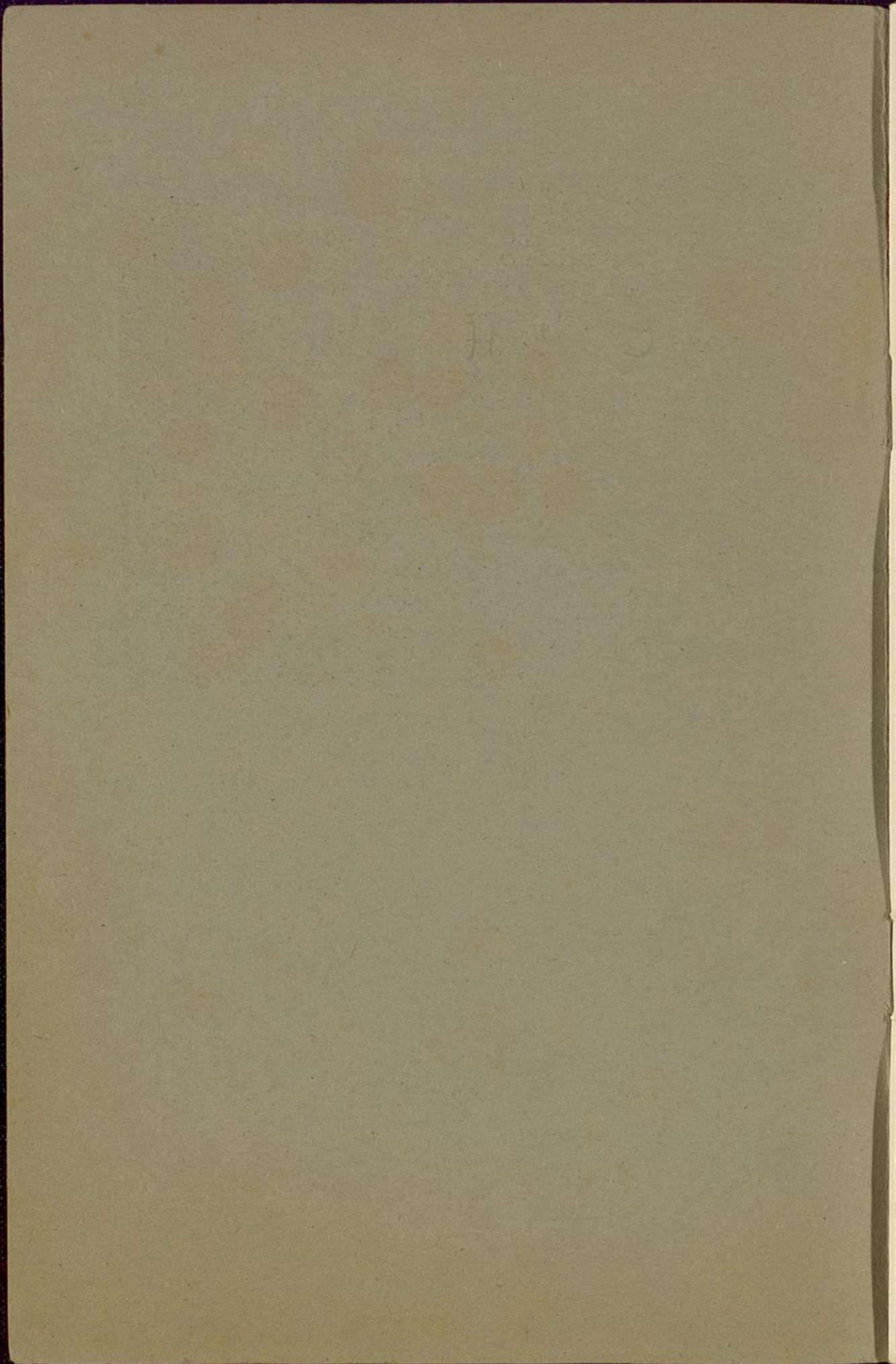
in französischer
Gefangenschaft
und 20 Tage auf der
Flucht aus derselben



Mit Erlaubnis des Kriegsministeriums
von Lt. d. Res. Otto K

Preis Mk. 1.—

Der Reinertrag ist für Kriegsgefangene bestimmt.





350 Tage
in französischer Gefangenschaft
und 20 Tage auf der Flucht
aus derselben.



Amittel
12-8-18

aK

113 H 459

Meine Kriegserlebnisse vom ersten Tag meines Einrückens bis zu dem meiner Befangennahme gleichen wohl denen von 100 000en meiner Kameraden. Ich will jetzt auch davon nichts berichten, sondern nur von meiner Flucht aus der Befangenschaft und meiner glücklichen Heimkehr ins Vaterland. Einige hervortretende Ereignisse während meines Dienstes an der Front will ich kurzgefaßt vorangehen lassen.

Als die große Zeit für jeden vaterländisch gesinnten Deutschen gekommen, der Tag der allgemeinen Mobilmachung befohlen war und ich 3 Tage vergeblich auf meine Einberufung gewartet hatte, da duldete es mich nicht länger zu Hause. Ich fuhr am 4. August 1914 mit einer Anzahl Gleichgesinnter nach Straßburg und von da mit einem Pforzheimer Freund nach Schlettstadt, um bei dem daselbst stehenden Bataillon als Kriegsfreiwilliger einzutreten. Das Bataillon war schon ins Feld ausgerückt und so wurden wir zum Ersatzbataillon nach Bitsch geschickt.

Wir glaubten den Tag nicht erwarten zu können an die Front, bezw. an den Feind zu kommen; am 12. September endlich war der Tag gekommen. Wir fuhren den Rhein entlang, durch Belgien bis Laon und marschierten von hier bis Bouconville, woselbst unser aktives Bataillon in direkter Fühlung mit dem Feinde stand. Wir bekamen hier starkes Artilleriefeuer, das uns aber glücklicherweise nur mäßige Verluste brachte; meine Feuertaufe ging glatt vorüber.

Von B. rückten wir vor nach Craonne, das fast vollständig in Trümmer lag und fanden Schutz hinter einer Parkmauer. Am 12. Oktober ging es hier ziemlich heiß her; wir hatten leider schwere Verluste zu beklagen und meine beiden Freunde M. und E. Schm., außer mir die einzigen Pforzheimer in unserem Bataillon, wurden dabei schwer verwundet. Ich selbst kam wieder glücklich davon; ein Granatsplitter schlug mir ein Stück meines Gewehrkolbens weg, einer streifte leicht meinen Oberschenkel und einige kleine Splitter suchten den Weg durch meinen Brotbeutel. Einer derselben fand sich nach dem Gefecht noch im Brotbeutel vor; er hatte Widerstand an einer Blechschachtel gefunden und diese der Länge nach durchrissen.

Am 20. Oktober rückten wir ab; in Gewaltmärschen ging es dem etwa 300 Kilometer entfernten Hegenkessel von Opern zu, in welchem wir später heiße, schwere Tänze aufführen sollten.

Im Frühjahr 1915 bezogen wir Stellung auf der Westseite des Donons und am 22. Juni erstürmten wir die Höhe von Ban de Sapt, die uns 4 Wochen später aber leider wieder entrissen wurde. Ende Juni wurden wir hier abgelöst; wir marschierten am Abend nach St. Steil und von da über Saulxures, das zum Teil zusammengeschoffen war, nach St. Blaise. Von hier aus fuhren wir mit der Bahn über Rothau, Schirmeck, Schlettstadt nach Leberau und von da gings dann zu Fuß, in regenschwerer Nacht, nach Markkirch, woselbst wir morgens eintrafen und unsere früher innegehabte Stellung bezogen.

Am 8. Juli abends kam der Befehl, daß sich die 4. Kompagnie, d. h. die unsrige sofort fertig zu machen habe. Beim Einpacken rieten wir hin und her, wohin wir wohl dieses Mal geworfen werden würden; die einen rieten Ban de Sapt, die anderen Hartmannsweilerkopf, niemand wußte etwas genaues. Mit unserem schweren Dachs stapften wir die steile Straße nach Markkirch hinab, empfingen auf dem Marktplatze unsere eisernen Rationen und dann wurden wir mit Lastautos bis gegen Schlettstadt und weiter durch das Weilertal über St. Blaise, Belval nach Chatas gebracht. Nun wußten wir, welches unser Endziel war. Kurz vor Chatas, am frühen Morgen, sahen wir, daß die ganze Höhe von Ban de Sapt in mächtige Rauchwolken eingehüllt war, also unter schwerem Artilleriefeuer lag. Bis zum Mittag hatten wir Ruhepause und dann bezogen wir nach einem etwa dreistündigen Marsch eine im Wald gelegene Reservestellung.

Am dritten Tag nachts kam der Befehl eine neue Stellung auszuheben, was wir am Dorfrande von Launois durch 4 Nächte hindurch vollführten. Der Feind ließ seine Scheinwerfer spielen und es dauerte hierauf auch gar nicht lange, da flogen die ersten Granaten zu uns herüber. Der Kirchturm erhielt einige Treffer und als das Feuer wesentlich stärker wurde, suchten wir in den nächstliegenden Häusern Deckung. Ich flüchtete in ein halbzerschossenes Haus, kaum war ich aber drin, da sauste auch schon eine Granate hinein; Granat- und Balkensplitter, Steine und Mörtel flogen um mich herum, getroffen wurde ich merkwürdiger Weise nicht, ich zog es aber doch vor, dieses ungaßliche Haus schleunigst zu verlassen. Gegen Mitternacht ließ das Feuer nach und wir nahmen alsdann unsere Schanzarbeiten sofort wieder auf. Wir lagen von den vorderen Gräben der Franzosen nur etwa 60—70 Meter entfernt.

Am fünften Tag griff der Feind rechts von unserer Stellung an. Am sechsten Tag wurden wir abgelöst und bezogen Ruhestellung in dem Orte Roust. Am siebenten Tag nachts buddelten wir uns eine neue Stellung aus, die keilförmig in die französische Stellung hineinragte. Wir lagen für die Franzosen sozusagen auf dem Präsentierteller und hatten fortgesetzt unter Flankenfeuer zu leiden.

Der Mont Ormont der kurz links vor uns lag, war mit französischen Batterien gespickt und wir konnten von ihm aus gut eingesehen werden. Am 24. Juli gegen 1 Uhr mittags ging rechts vom Ormont ein Fesselballon hoch, was auf einen baldfolgenden Angriff schließen ließ; eine Stunde später setzte auch wirklich starkes Artilleriefeuer ein, es wurde immer heftiger und steigerte sich schließlich bis zum Trommelfeuer. Eine großkalibrige Granate schlug in den Eingang des Unterstandes, in dem ich mich mit meinen 8 Mann befand und verschüttete den Eingang, sodaß uns Luft und Licht abgeschnitten wurde. Sofort wurden die Spaten in Bewegung gesetzt, um uns Luft zu schaffen, was uns nach harter Arbeit endlich auch gelang.

Draußen pfiß, heulte und donnerte es ganz fürchterlich; bei Craonne und bei Ypern waren wir manchmal auch in heftigem Artilleriefeuer, es verhielt sich aber zu diesem grausigen Donnerwetter wie 1:100. Ein Hagel von Eisensplintern prasselte hernieder, Erdklumpen, Steine und Holzsplitter flogen in wildem Durcheinander um uns herum; der Hexensabbath währte ununterbrochen drei Stunden lang. Gegen 5 Uhr legte sich der Sturm etwas und da glaubte ich mit einemmal französische Kommandos zu hören; um mich zu überzeugen, ob ich recht gehört hatte, zwängte ich mich durch das mühsam geschaffene Loch hinaus ins Freie.

Zu meinem Schreck sah ich die Franzosen in großer Zahl in unserem Rücken auf uns anmarschieren und das Gelände, in dem sich unsere Reserveunterstände befanden, überfluten.

Ich erkannte sofort unsere verzweifelte Lage und rief in den Unterstand hinunter: „Raus, die Franzosen kommen“. Meine Leute haben mich aber infolge des Geschützdonners offenbar nicht gehört, weil keiner von ihnen herauskam.

„Zurück!“ flog es mir durch den Sinn, im, wenn auch entmutigenden, demütigenden Zurück findest Du das einzig richtige, für Deine jetzige Lage Gebotene. Und ich rannte spornstreichs über das mit Granatlöchern übersäte Gelände auf unsere etwa 50 Meter hinter mir gelegene Reserveunterstände zu, um mich mit unseren Reserven durchzuschlagen, statt mich zwecklos einigen hundert Franzosen gegenüber

zur Wehr zu setzen. Ich fand aber keinen einzigen Kameraden mehr, sondern sah nur bunte Franzosenröcke. Nun hieß es für mich, sich allein durchzuschlagen, gehe es, wie es gehen mag.

Die Franzosen knallten wie wahnsinnig auf mich los; sie schossen aber herzlich schlecht, getroffen hat mich keiner, trotz der kurzen Entfernung. Ich sprang im Kugelregen weiter und ließ mich plötzlich, wie getroffen, in ein Granatloch fallen.

Nach einiger Zeit spähte ich vorsichtig aus dem Loch heraus, konnte aber keinen meiner Kameraden entdecken, sondern sah nur Franzosen, die, als sie mich erschauten, sofort wieder ein wütendes Geknalle auf mich richteten, mich aber wieder nicht trafen.

Ich hörte Rufe: „baisez-vous camarade, baisez-vous“; ich flüchtete weiter und ließ mich, als ich einen unserer halbverschütteten Gräben erreicht hatte, abermals hinfallen und krabbelte auf allen Vieren weiter bis zu einem Unterstand. In diesem fand ich alle unsere Kompagnie-Offiziere; die mich aufforderten, mich mit ihnen durchzuschlagen. Ich war sofort dazu bereit, glaubte aber erwähnen zu sollen, daß es uns kaum gelingen dürfte, weil wir vollständig umzingelt seien und ich den Versuch schon vergeblich gemacht hätte.

Wir zogen los, fanden aber trotz allem Umherrennen keine Stelle, durch die wir hätten entweichen können und kehrten deshalb nach einiger Zeit wieder um, glücklicher, ja wunderbarer Weise ohne irgend eine Verwundung, obwohl die Granaten vor, neben und hinter uns einschlugen.

Ich kroch dann im Graben zu meinem Unterstand und fand darin noch zwei meiner Braven vor, mit denen ich noch eine Zeit lang auf die etwa 50 Meter entfernten Franzosen schoß. Ich glaube nicht, daß auch nur eine unserer Kugeln ihr Ziel verfehlt hat; denn wir schossen kaltblütig und zielsicher, als ob wir uns auf dem Scheibenstand der heimatischen Garnison befänden. Nachdem die letzte Patrone verschossen war, schlugen wir, eingedenk des Befehls die Waffen vor der Wegnahme durch den Feind unbrauchbar zu machen, unsere vertrauten Bewehre krachend gegen die Wand.

Gleich darauf erschien auch schon ein französischer Sergeant mit 5 Mann und forderte uns mit vorgehaltenem Revolver auf, uns zu ergeben. Zerknirscht und in verhaltener Wut fügten wir uns in unser tragisches Los, das ich zunächst mehr schmachvoll, als traurig empfand. — —

Vor 14 Tagen schrieb ich noch stolz an meine Eltern: „Befangenehmen lasse ich mich nie“ und heute, — wie niederträchtig, — ! bin

ich ein Gefangener! Tausenderlei Gedanken flogen mir durch den Kopf. Ich sah und hörte nichts mehr, als wie Franzosen und fragte mich, wo denn meine Kompagnie sein möge, ob niemand mehr von ihr am Leben sei und ich mit meinen paar Mann, — einer war tot, zwei schwerwundet, — allein geschnappt worden bin. Dann wankte ich mehr, als wie ich ging, als letzter, wie stumpfsinnig, hinter meinen zwei Schicksalsgenossen durch das zerschossene Drahtverhau und die Granatrichter hinten drein.

In der französischen Stellung angekommen, sah ich lauter verstörte Gesichter; hiernach zu schließen war ihnen der Sieg nicht leicht geworden, das zeigten mir obendrein die vielen von ihnen, die verwundet und tot am Boden lagen. Nach einiger Zeit wurden von allen Seiten her mehr von unseren Kameraden gebracht. Es war ein schmerzlicher Anblick, aber zugleich mein Trost im Leide, nicht der Einzige zu sein, sondern Schicksalsgefährten zu haben. Mit einem weiteren Trupp wurde auch mein Kompagnieführer gebracht. Ein gemeiner Kerl von einem Franzosen riß ihm, wie man mir sagte, die Achselstücke herunter und schlug ihm die Mütze vom Kopf. Das war ein ahnungsvoller Ausblick auf das in der Gefangenschaft zu Erwartende. Alles bäumte sich in mir auf, ich bebte vor Zorn, aber — kriegsgefangen, waffenlos, zur Ohnmacht verdammt, steht man da und muß solche Gemeinheiten ungesühnt hingehen lassen. — — — Unsere Taschen wurden untersucht, bezw. geleert, uns unsere Soldbücher abgenommen und dann eskortierte man uns (ungefähr 700 Mann) nach St. Die, woselbst wir auf dem Rathause durch einen — — man verzeihe das harte Wort! — — betrunkenen General verhört wurden.

Der uns gefangennehmende Feind behandelte uns, mit Ausnahme des vorhin erwähnten Schurken, — wohl in dem Gedanken, daß er über kurz oder lang von einem gleichen Schicksal wie wir ereilt werden kann, — ritterlich, dagegen der hier in St. Die benahm sich mehr als gemein. Auf Uhren, Messer, Taschenlaternen und Geld war das Gefindel sehr erpicht, das, was man ihm nicht freiwillig überließ, das riß es brutal an sich. Der mehr wein- als wie siegestrunkene General fuchtelte fortwährend mit der Reitpeitsche in der Luft herum und machte seinem gepreßten Herzen in ganz gemeinen Ausdrücken Luft. Mich schrie er an: „Waren Sie auch in Belgien und haben da Frauen und Kinder ermordet?“ Wenn ich ihm die ihm gebührende Antwort gegeben hätte, so wäre ich zweifellos an die Wand gestellt worden. Ich zog es deshalb vor, mich in Schweigen zu hüllen. Wenn dieser bekneipte „Ritter“ sich auf die Augensprache verstanden hätte, so hätte

er in meinen Augen ein kurzes Zitat aus Böh von Berlichingen in Fettschrift stehen sehen! Wir bekamen Büchsenfleisch, Brot und Wasser; als Nachtlager wurde uns ein alter, stinkender Reitstall angewiesen.

Als wir uns morgens kaum erhoben hatten, wurde mein Kamerad M. G. — mein späterer Fluchtgefährte, — mit seinen 8 Mann dahergebracht. Er war mit ihnen in der vordersten Sappe gelegen und wurde von den Franzosen darin erst 4 Stunden später gefunden, nachdem wir anderen bereits abgeführt worden waren. Gemischte Gefühle überkamen uns beim Wiedersehen; zum Glück war auch er unverwundet.

Wir lagen 3 Tage in St. Dié; vor unserem Abmarsch wurden wir nochmals aufgefordert alle schriftlichen Sachen abzugeben und bei einzelnen wurde eine körperliche Untersuchung vorgenommen. Etwa 60—70 Kürassiere bildeten unsere Eskorte und verhinderten, daß uns die spalierbildende Bevölkerung tätlich beleidigte, gegen die beleidigenden Zurufe und das widerliche Gejohle hatten wir allerdings keinen Schutz. An allen Orten, die wir auf unserem Marsche berührten, wiederholte sich das traurige Schauspiel. Wie eine wilde Horde benahm sich das sogenannte Kulturvolk; es glaubte, sich in gemeinen Schimpfworten, in nicht mißzuverstehenden verächtlichen Gesten und Grimassen nicht genug tun zu können. Wir taten aber, als ginge uns die traurige Komödie gar nichts an, wir schritten vielmehr erhobenen Hauptes durch die pfeifende, schreiende und speiende Menge. Wer von uns die in angeblich höchster Blüte stehende: „civilisation de la grrrande nation“ bis daher noch nicht kennen zu lernen in der Lage war, der hatte jetzt eine ausgiebige, unverfälschte Probe davon bekommen. — — —

Wir marschierten bis Brujères (ca. 28 Kilometer) und mußten, da angekommen, dessen Einwohnern auf dem Marktplatze das Schauspiel eines Parademarsches bieten; daheim wäre er, selbst nach der doppelten Marschzeit, besser ausgefallen. Auch hier bildeten Gassenjungen beiderlei Geschlechts und des unterschiedlichsten Alters Spalier, sie betrugten sich ebenso rüde wie das Gesindel von St. Dié; unter den Schimpfworten waren Bôches und sales bôches noch die gelindesten. Das sogenannte bessere Publikum ließ man näher an uns herantreten; es suchte „souvenirs“ von uns zu erhalten. Für eine Kokarde, einen Knopf oder dergleichen wurden 25—50 Centimes geboten; manche Kameraden ließen sich verleiten etwas herzugeben, weil sie keinen Pfennig mehr in der Tasche hatten und sich doch etwas zum Essen oder Trinken kaufen wollten. Unser Nachtlager war wieder in einem schmutzigen Reitstall.

Unsere Offiziere wurden von St. Jean aus in Autos weiterbefördert, wir übrigen marschierten nach Remiremont (ca. 27 Kilometer)

dessen Bevölkerung zu unserem „würdigen“ Empfang vor den Toren der Stadt bereits Aufstellung genommen hatte; sie benahm sich fast noch pöbelhafter, als die Kulturträger von Brujères, deren Roheit schon das erdenklichste Höchstmaß erreicht hatte. Wir wurden durch die ganze Stadt geführt, offenbar um den Einwohnern, die aus irgendwelchen Gründen ihre Wohnung nicht verlassen konnten doch auch den Genuß gefangene Barbaren anpöbeln zu können, bereiten wollte. Erst nach dieser Zurschauführung brachte man uns in unser Nachtquartier. Es überkam uns ein Gefühl des Abscheus, gleichzeitig aber auch des Mitleids beim Anblick der haßerfüllten, verhetzten, wutschnaubenden Horde von — — „Menschen“.

Wir wurden in einer ganz neuen, leerstehenden Kaserne untergebracht und 3 Tage hier festgehalten. Bei unserem Marsche nach Epinal, das etwa 28 Kilometer vor Remiremont entfernt liegt, wurden wir von Dragonern begleitet. Ein schweres Gewitter ging nieder und wir kamen völlig durchnäßt in Epinal an; hier wurden wir zu je 40 Mann in Biewagen verladen und über Besoul, Lyon nach Roanne gebracht.

In Epinal wurden wir entlaßt und da man keine Reservekleidung für uns hatte, so mußten wir den ganzen Tag in paradiesischer Gewandung zubringen. Nach der Entlassung wurden unsere Kleider, gleich einem Haufen wertloser Lumpen, bunt durcheinander hingeworfen; bis da jeder von uns 700 Mann seine sieben Sachen wieder zusammengefunden hatte, gab es zum Ergötzen der Franzosen eine große Saß.

Noch eine weitere Prozedur mußten wir hier über uns ergehen lassen, nämlich eine Ansprache des erbärmlichsten aller Hezapostel, des sattsam bekannten Abbé Wetterlé. Er triefte von salbungsvollen Worten und sein schwarzes Herz drohte ihm zu zerspringen, weil, wie er sagte und er muß es ja wohl wissen, die Menschheit gar so verderbt sei und die Gebote der Religion mißachte. Das unsagbar große Unglück, all das schwere Leid und große Elend habe sie selbst verschuldet und müsse es nun hinnehmen als eine gerechte Strafe des allmächtigen Gottes. Unter den „gar so Verderbten“ wollte der nichtswürdige Heuchler natürlich nur uns Deutsche verstanden wissen, er mit dem deutschen, bezw. schwäbischen Geschlechtsnamen! Diesen hat er mit einem Akzent auf dem letzten Buchstaben gallisiert und damit kundgetan, daß er als ein räudiges Schaf von unserer Herde sich absentieren zu müssen bewußt war. Mit seiner Salbaderei von der Nichtbefolgung der hohen und hehren Lehre Christi wollte er uns wohl sagen, daß wir nur dann fromme und gute Christen seien, wenn wir uns von den Franzosen erst auf die rechte Backe schlagen

ließen und ihnen dann auch die linke darbieten würden. Abgesehen davon, daß ich mich in diesem Punkt zum alten Testament bekenne, in dem da steht: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ fand ich es niederträchtig, daß gerade ein Priester und zwar der Religion, die Wahrheits- und Nächstenliebe, Duldung und Friedfertigkeit bis zur Selbstverleugnung fordert, uns predigen wollte, daß uns die gerechte Strafe des Himmels getroffen habe, uns Leuten, die wir von unserem bösen Nachbar gezwungen wurden, hinauszuziehen, um Heimat und Herd zu schützen und dabei das Unglück hatten in Feindeshand zu fallen. Staunend standen wir vor der Frechheit mit der dieser Vaterlandsverräter vor uns hinzutreten und zu uns von einer gerechten Strafe Gottes zu reden sich erkühnte. Staunend fragten wir uns, wie dieser Ausbund von Charakterlosigkeit, den Hahnenfeder und Pferdefuß besser, treffender kleiden würde, als Tonsur und Priestergewand, zum Seelenhirten bestellt werden konnte. Gerechter Zorn übermannte uns und wir waren in dem Wunsche alle einig, daß der Tag nicht mehr fern sein möge, an dem den Wolf im Schafspelz die wohlverdiente Strafe ereilt und ihm das Fell über die Ohren gezogen wird, d. h. daß man ihn als abschreckendes Beispiel, an einem verkehrreichen Kreuzweg, mit einem Laternenpfahl und einem Hanfseil vermählt. — Zu dieser Festesfeier würde ich als Predigttext empfehlen: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“.

Nach 24stündiger Bahnfahrt kamen wir nach Roanne sur Loire. Erst wurden wir, dem bisherigen Programm gemäß, durch die Stadt geführt, um deren Einwohnern wieder einmal einen Trupp der verhassten Böches zu zeigen und dann in das Gefangenenlager.

Die Schwaben trifft man bekanntlich überall in der Welt, die Pforzheimer sind zwar nur halbe Schwaben, sie sind aber doch auch in allen Weltwinkeln anzutreffen. Es ist deshalb auch nichts auffallendes, daß ich im Lager alsbald 3 Landsleute begrüßen konnte; unter anderen Verhältnissen hätte uns das Wiedersehen im fremden Land freilich fröhlicher gestimmt.

In Roanne herrschen, sowohl in Bezug auf Behandlung, wie Verpflegung und Unterkunft ganz elende, menschenunwürdige Zustände; diese sind, wie ich jetzt nach meiner Zurückkunft zu lesen Gelegenheit hatte, durch mannigfache Berichte in deutschen Tageszeitungen wahrheitsgetreu und sehr zutreffend geschildert worden, sodaß es sich erübrigt, hierüber etwas zu sagen.

Nach einigen Tagen wurden ungefähr 100 Mann von uns, darunter auch mein Freund G. und ich, nach Moulins sur Allier gebracht

und da als Erdarbeiter bei dem Bau einer Bahnlinie verwendet. Nachdem sie fertiggestellt war, wurden Betonhallen und Lagerräume für eine sehr große Munitionsfabrik errichtet, wobei uns Deutschen das wenig angenehme Geschäft des Betonmischens oblag. Wir waren zu etwa 1000 Mann; die Beköstigung war nicht nur mangelhaft, sondern auch ganz ungenügend und die Unterkunft war direkt schlecht. Um 4 Uhr wurden wir herausgejagt, um 5 Uhr begann die Arbeit, die bei zweistündiger Mittagspause bis abends 6¹/₂ Uhr dauerte, wir waren also 11¹/₂ Stunden eingespannt.

Da wir bei der ungewohnten, schweren Arbeit großen Hunger entwickelten, so haben wir uns mit der Zeit über die Qualität des Essens schon gar nicht mehr aufgehalten, wir beklagten nur die geringe Quantität, sie war zu klein, als daß wir hätten satt werden können. Moulins bildet hierin keine Ausnahme. Ich bin während meiner Gefangenschaft in 6 verschiedenen Lagern herumgeworfen worden und habe gefunden, daß in allen 6 der gleiche, traurige Mißstand herrscht.

Sonntags hatten wir frei, Feiertage gabs nicht; für Werk- und Feiertagsarbeit wurden 20 Centimes bezahlt. Ein Fläschchen Bier kostete 60 Centimes, wer sich ein solches leisten wollte, mußte also darum 3 Tage arbeiten. Für Sonntagsarbeit hat man uns zuerst 50 Centimes, dann 1 Franken und schließlich 3 Franken geboten, aber keiner von uns etwa 1000 Mann nahm das Anerbieten an, so notwendig auch viele von uns die 3 Franken hätten gebrauchen können.

Gelegentlich des Ausladens von Zement aus Eisenbahnwagen versteckten sich 4 Gefangene in einem der leer nach der Schweiz zurückgehenden Wagen. Als man sie am nächsten Morgen vermißte, begann ein eifriges Suchen nach den Freiheitsdurstigen und da sollen sie angeblich von böswilligen Mitwissern verraten worden sein. Ich kann mir nicht denken, daß ein deutscher Soldat einer solchen Gemeinheit fähig ist, ich glaube vielmehr, daß man den Mitwissern unter Drohungen ein Geständnis abgepreßt hat. In Lyon wurden die 4 armen Kerle aus dem plombierten Wagen herausgeholt, 4 Wochen bei Brot und Wasser eingesperrt und dann zu ein paar Jahren Zwangsarbeit auf einer Festung verurteilt. Wir waren schließlich auch nichts anderes als wie Zwangsarbeiter, aber wir waren doch in einer großen Herde; in großer Gesellschaft trägt man sein Los doch leichter, als wenn man irgendwo einsam die Tretmühle treiben muß.

Bei solchen Strafen wie der vorerwähnten, waren die Aussichten zum Durchbrennen also nicht sehr verlockend, ich habe aber nichts-

destoweniger meinen Plan, bei der ersten besten Gelegenheit auszureißen, nicht aufgegeben, ich konnte ihn aber leider erst nach langen 11 Monaten verwirklichen.

In den ersten Tagen des Oktober 1915 wurden wir nach Montluçon gebracht und da in einer alten Kaserne (Château Richemont) in Sälen zu je 40 Mann untergebracht, deren Böden wir täglich vermutlich deshalb bohren mußten, weil der betreffende Kommandant des Glaubens war, daß die Gefangenen bei den Erdarbeiten und der Betonmischerei sich nicht genügend ausarbeiten würden. Einen anderen Grund vermochten wir wenigstens nicht zu entdecken, denn getanzt wurde in den Sälen nicht, große Empfänge in sogen. Balltoilette fanden nicht statt und das Ungeziefer, das in ungezählter Menge und in allen Arten und Abarten vorhanden war, hätten wir in unserem ganzen Leben nicht hinausgebohrt. Das Bohren bestand darin, daß die Böden so lange mit Glasflaschen gerieben wurden, bis sie tadellos glatt waren und wie ein Spiegel glänzten.

Als die Munitionsfabrik hier fertiggestellt war, wurde eine solche außerhalb der Stadt in Angriff genommen und wir wurden in glasbedachten Hallen, auf dem Chantier Mercier untergebracht. Die Luftzufuhr in die Hallen erfolgte einzig durch die paar Türöffnungen; es waren wohl eine große Anzahl Fenster vorhanden durch die genügend frische Luft hätte zugeführt werden können, sie durften aber bei Strafe nicht geöffnet werden. Durch die überaus starke Belegschaft war die Luft in den Hallen meistens zum Schneiden; im Winter war es darin kalt und zugig und im Sommer herrschte darin eine greuliche Hitze und eine so dicke, dumpfe Luft, daß wir trotz aller Müdigkeit kaum Schlaf finden konnten. Die Halle in der ich lag, war ungefähr 150 Meter lang, 40 Meter breit und 6 Meter hoch, hatte 4 Türen und 150 große Fenster. Eine der 4 Türen war für uns Gefangene, 2 für die Wachmannschaft und eine ging in die Küche. Die Halle war mit ungefähr 1300 Mann belegt, d. h. 1200 Gefangene und 120 Wachmannschaften, welche letztere durch eine 3 Meter hohe Backsteinwand getrennt von uns lag. Ich glaube es bedarf keiner großen Phantasie, um sich auszumalen, wie da die Luft beschaffen gewesen ist.

Ich hatte einen Ausweis als Offiziers-Aspirant, der mir aber nur etwa 4 Wochen etwas genützt hat; während dieser 4 Wochen wurde ich als Aufseher verwendet, nachher mußte ich aber, wie jeder andere Unteroffizier, bezw. Soldat, auch wieder alle vorkommende Arbeit verrichten.

In dem Allier-Flusse waren tadellose Badegelegenheiten, wir durften aber nur ein einziges Mal davon Gebrauch machen; vielleicht deshalb, weil der Franzose sah, daß uns das Baden und Schwimmen nicht nur ein Bedürfnis, sondern auch ein Vergnügen war, wurde uns das Baden streng untersagt. Wir veranstalteten unter uns eine Geldsammlung um uns damit eine kleine Bibliothek anzuschaffen, leider konnten wir sie aber nur an Sonntagen benützen; an den Werktagen waren wir abends viel zu müde, als daß wir noch mit Genuß und Aufmerksamkeit hätten lesen können.

Mitte Dezember 1915 kam ein neuer Schub von etwa 100 Mann zu uns, die man in den Vogesen geschnappt hatte, ferner eine größere Anzahl anderer Waffengattungen, die in den Champagne-Kämpfen gefangen worden waren. Die letzteren erzählten uns, daß einige nach der Befangennahme erschossen worden seien und allerhand sonstige grausige Geschichten. Anfangs Januar kamen dann ca. 300 farbige Franzosen zu uns; sie erhielten den fünffachen Lohn wie wir, d. h. 1 Franken pro Tag, dafür wurden sie aber mit einem Bambus zu regerer Tätigkeit aufgemuntert, während wir mit ungezählten: milles bombes und sacré nom de dieu, oder — wenn auch seltener — mit Püffen bedacht wurden. Solch schmierige Gesellen, wie die 300 Farbigen hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen; sie waren nur halb bekleidet und das Wenige, das sie auf dem Leibe trugen starrte von Schmutz. Man roch sie, bevor man sie sah. Zum Glück wurden sie nicht zu uns gesperrt, sondern in besonderen Baracken untergebracht.

Ich möchte übrigens hier anführen, daß die bei uns mitbeschäftigten poilus auch keine Reinlichkeitsfanatiker waren; ihren Hals haben sie sorgfältig vor Wasser behütet, kaum einer von ihnen hatte keinen sogenannten Naturkragen. Ihr Kochgeschirrdeckel diente ihnen als Waschschüssel, ein Zipfel des nicht sehr sauberen Taschentuches wurde ein wenig eingetaucht, das Gesicht rasch damit überfahren, und fertig war die Laube. Wir entblösten morgens und erst recht abends, wenn wir von unserer staubigen Arbeit kamen, den Oberkörper und wuschen uns gehörig ab. Das war, namentlich in der ersten Zeit, für die Vertreter der großen Kulturnation ein wahres Schauspiel; sie umstanden uns mit aufgerissenen M... und Augen. Wir Gefangene hatten jeden Sonntag Reinlichkeitsappell und wurden dabei scharf kontrolliert; es war uns deshalb recht auffallend, daß man die eigenen Leute in schmierigen Uniformen und schmutzigen Stiefeln herumlaufen ließ.

Die französische Regierung scheint mit unserer Tätigkeit recht zufrieden gewesen zu sein, denn der Unternehmer der Bauarbeiten namens Mercier erhielt, bevor die Bauten völlig fertiggestellt waren, das Band der Ehrenlegion.

Von hier expedierte man uns nach Forchamboult-Nevers sur Loire, woselbst wir in halbverfallenen Gerbereigebäuden untergebracht wurden, deren Wände zum großen Teil aus Holzjalousieen bestanden. Daß es in diesen Räumen nicht nur unwohnlich, sondern kalt und zugig war, das bedarf wohl keiner näheren Erläuterung.

Die Beköstigung ist in allen Lagern genau die gleiche. Morgens gibt es eine aus 5 Gramm Kaffee-Ersatz und 5 Gramm Zucker bereitete Brühe, mittags eine Wassersuppe mit etwas Gemüse und einigen darin herumschwimmenden Kartoffelscheiben und abends einen mit Wasser aufgekochten Reisbrei. Ein Huhn wird natürlich in dem Reis nicht mitgekocht, dagegen ist es erlaubt, ihn je nach Geschmack mit Salz und Pfeffer zu würzen, sofern man sich diese Dinge selbst kauft. Wir sollten täglich 600 Gramm Brot erhalten, wir bekamen aber nur 450—500 Gramm, wie wir durch Nachwiegen mehrfach festgestellt haben. In der Woche gab es zweimal Fleisch, damit man es aber nicht überdrüssig wurde, nur jeweils 50 Gramm.

Dies war der Speisezettel von der ersten, bis zur letzten Woche meiner Gefangenschaft, er zeigt, daß sich die Gefangenen über eine zu reiche Abwechslung nicht beklagen können.

Bei der großen körperlichen Anstrengung war es, namentlich aber für einen tüchtigen Esser, bei der elenden, unzureichenden Kost unmöglich auszukommen; hätten wir nicht die Liebesgaben aus der Heimat erhalten, dann wäre der eine und der andere physisch zu Grunde gegangen. In den Kantinen war freilich alles zu haben, aber zu ganz unerschwinglichen Preisen; man hat uns kaltlächelnd 100 % und noch mehr wie den normalen Preis verlangt. Sehr viele meiner Kameraden bekamen kein Geld von daheim und mit der Löhnung von 20 Centimes war naturgemäß nicht viel anzufangen. Ein sehr großer Teil bekam auch keine Ezwaren und Tabak geschickt und wenn auch wir anderen, die jede Woche von den Lieben aus der Heimat ein Paket und ab und zu Geld erhielten, den Bedürftigsten oft und gerne etwas abgaben, so konnten wir leider nicht allen und ausgiebig helfen. Wir hätten die Kraft und die Macht Jesu haben müssen, der mit 5 Broten und 2 Fischen 5000 Mann gespeist haben soll, wenn es uns hätte gelingen sollen mit einer Wurst oder einem Stück Käse 100 Hungrige satt zu machen.

So nachlässig der Franzose sonst im allgemeinen ist, so streng hat er bei uns auf Ordnung gesehen; wer sich gegen diese verging und z. B. aus Versehen, oder in der Eile ein Kleidungsstück, oder dergl. herumliegen ließ, der flog ohne Weiteres 1—2 Tage in's Loch, in welchem es wenig Licht und Luft, sondern nur Wasser und Brot und eine elende Holzpritsche gibt. Die Kleider mußten hübsch zusammengefaltet auf den Strohsack gelegt und dann mit der Decke zugedeckt werden; an die Wände durfte absolut nichts gehängt werden. Der beaufsichtigende Sergeant verhängte 6, 8, ja 10 Tage Prison, ohne mit der Wimper zu zucken, oder dem Lagerkommandanten darüber Meldung zu machen; er hat die Machtvollkommenheit, wie bei uns ein Kompagnieführer. Der Kommandant kümmert sich um solche „Bagatelles“ nicht. Ein Bizfeldwebel erhielt einmal von einem Caporal eine Ohrfeige, er ging zum Kommandanten um sich zu beschweren; da kam er schön an. Die Antwort lautete: „Wegen solcher Bagatellen führt man in Frankreich keine Beschwerde, scheren Sie sich gefälligst fort!“ —

So sieht es bei den Gefangenen mit dem Beschwerderecht aus!

Beim Militär kann man nun einmal nicht immer ein langes Verhör anstellen und dadurch wird mal einer, wenn nicht gerade ungerechter Weise, aber doch viel zu hart bestraft. Das liegt zumteil an den Menschen, zumteil an dem Wesen der Disziplin, die es nicht erlaubt lang Umstände zu machen, weil dann, wenn man sich in Einzelheiten verliert, in der Gesamtheit nichts mehr zusammengeht. Bei uns Gefangenen diktierte aber die Strafen der Haß und Sadismus.

Mein Kamerad M. G. und ich erhielten einmal Prison, weil wir angeblich einen Caporal, zu deutsch Befreiten, nicht begrüßt haben sollten. Wir suchten uns zu rechtfertigen, da schwoh dem Sergeanten der Kamm um so heftiger und er schrie aus vollem Halse: „Ouvrez la boîte“ und im Handumdrehen saßen wir auch schon drinnen. Das Prison war ein Raum, der zu anderen Zeiten als Holz- oder Kohlenremise gedient haben mag und nur ein 20 □=Zentimeter großes Fenster hatte. Wir fanden darin 5 Leidensgefährten, denen 4 Wochen zudiktiert waren; einer von ihnen erzählte uns, daß ihm verdorbene Heringe als Mittagessen vorgesetzt worden wären, er habe sie als ungenießbar zurückgewiesen, sei aber höhnisch abgewiesen worden. Er habe sich in seinem Unmut vergessen und die Heringe auf den Boden geworfen; dafür erhielt er 4 Wochen Arrest, bei täglich 500 Gramm Brot und jede Woche einmal eine warme Wasseruppe. Am nächsten Tag wurden wir nach Forchamboult verlegt, sonst wären wir zwei, wegen unserer

angeblichen Grußverweigerung, vielleicht auch eine Woche in dem finsternen Loch gelegen. — — —

Eines schönen Tages kam eine Kommission von einigen Spaniern, dabei auch 2 Amerikaner, um unser Lager zu besichtigen und sich zu überzeugen, wie tadellos wir aufgehoben waren. Ueberflüssig zu sagen, daß die Kommission alles in bester Ordnung fand. Tagelang vorher wurde gewaschen, gescheuert und gepuht, das Essen wurde an dem betr. Besuchstage ganz wesentlich verbessert und so konnte die hohe Kommission nach Hause berichten, daß wir Gefangenen ein Leben führen, wie Gott in Frankreich. Eine Kontrollkommission, die ihren Besuch 8 Tage vorher anzeigt, wird in Frankreich wohl immer alles einwandfrei und in bester Ordnung finden.

In Forchamboult wurden wir in einer Eisenbahnwagenfabrik, in der jetzt Granaten hergestellt wurden, beschäftigt. Hier hatten wir nur 10stündige Arbeitszeit, aber das Hantieren mit den schweren Eisenbarren und -Stangen hat uns hart zugesetzt; dabei war alles so ruhig und schmierig, daß wir am Abend wie Schornsteinfeger aussahen. Das Eisen war, wie wir auf den an den Stapeln angebrachten Schildern ersehen konnten, amerikanischen und englischen Ursprungs. Es wurden hier zumeist großkalibrige (20—28 Zentimeter) Granaten verfertigt. Zwei Drittel davon entsprachen nicht der Vorschrift und somit entstand nach und nach ein hoher Berg minderwertiger Geschosse; sie wurden mittelst eines Krahns unter einen Fallhammer gebracht und zerschlagen. Wir wurden streng bewacht und außerdem lief um das ganze Fabrikanwesen eine hohe Mauer, sodaß an eine Flucht nicht zu denken war.

Eines Tages wurden 20 Mann für einen landwirtschaftlichen Betrieb angefordert; sofort meldeten sich dazu mein Freund M. G. und ich, als die hiefür Geeignetsten. In Wirklichkeit verstanden wir — er als Ingenieur und ich als Kaufmann — soviel von der Landwirtschaft, als vom Zementmischen, oder der Granatendreherei, wir wollten aber nicht allein dem Ruß und dem Staub entfliehen, sondern wir glaubten von einem Bauernnest leichter der Gefangenschaft entfliehen zu können, denn der Gedanke an eine Flucht stand morgens mit uns auf und legte sich abends mit uns schlafen. Dadurch, daß wir bald hierhin, bald dorthin, aber immer tiefer nach Frankreich hinein, geworfen wurden, ließ sich unser längst gehegter Plan bisher nicht verwirklichen.

Von uns 14 Freiwilligen, die wir zu Kriegsbeginn miteinander eintraten, waren nach 9monatlichem Frontdienst nur noch mein Kamerad M. G. und ich bei unserer Kompagnie, als sie gefangen genommen

wurde. Die anderen 12 Kameraden waren durch Verwundung und Tod oder Krankheit ausgeschieden. Wir zwei Uebriggebliebenen, die wir an und für sich uns zu einander hingezogen fühlten, schlossen uns, nachdem uns das tragische Geschick der Gefangenschaft ereilt hatte, noch fester zusammen und kamen überein bei einer sich bietenden günstigen Gelegenheit miteinander zu entfliehen, uns gemeinsam durchzuschlagen, oder auch gemeinsam unterzugehen.

Von Forchamboult mußten wir zunächst in's Hauptlager nach Nevers zurück und von da fuhren wir dann mit einer Kleinbahn unserem neuen Bestimmungsort zu. Die Bahn führte uns an kleinen Ortschaften vorüber, die idyllisch im Grünen, wie in einem Garten lagen, die Felder und Wiesen standen prächtig da. Es war ein sonniger, herrlicher Morgen. Weg vom Ruß und Schmutz und Staub und Dreck freuten wir uns wie Kinder über die freie schöne Gotteswelt und vergaßen auf einige Zeit, daß wir allein unfrei, bemitleidenswerte Gefangene waren. Das wellige Gelände brachte alle paar Minuten ein anderes hübsches Bild und erhöhte den landwirtschaftlichen Reiz. Gegen 2 Uhr kamen wir nach Corbigny, einem kleinen, recht nett gelegenen Bauernstädtchen; am Bahnhofe waren deutsche Gefangene mit Ausladen von Schottersteinen beschäftigt. Also auch hier Landsleute, die unser trauriges Los teilten! — — Unser zukünftiger Gebieter — ein Großbauer — erwartete uns hier und nun ging's zu Fuß, hügelab und hügelab, 4 Stunden lang, mit vollem Gepäck, nach Magny Lorme. Das Gepäck unserer Wache, die aus nicht weniger wie 12 Mann bestand, wurde auf dem Wagen des Bauern verstaute. Wir mußten unser Gepäck, obwohl es auf dem Wagen noch gut Platz gefunden hätte, tragen, um uns auch hierdurch wieder zu Gemüte zu führen, daß wir verdammenswerte sales bôches sind, die zu quälen ein Gott wohlgefälliges Werk ist. In Magny Lorme wurde uns eine Scheuer als Unterkunftsraum angewiesen, in der wir uns unser Nest, gleich den Lerchen, d. h. auf den Boden bauten.

Am nächsten Morgen marschierten wir nach dem Gut des Bauern; hier angekommen, wurden wir in seiner Scheuer, die auf einen Schafstall aufgesetzt war, einquartiert. Der Zugang zu unserer Schlafstelle war durch den Schafstall, von dem aus eine Leiter nach oben in die Scheune führte. Der Schafstall selbst, in welchem außer den Futtertrögen der Schafe verschiedene landwirtschaftliche Geräte standen und lagen, war unser Speiseraum. Der Bauer war ein großer Schwätzer; er wußte uns viel zu erzählen von seinen Viehverkäufen, die er mit der französischen Behörde ab-

schlösse, daß er dabei sehr viel Geld verdiene usw. Das waren alles Sachen, die uns nicht im mindesten interessierten. Hätte uns der Trottel etwas reichlicher zu essen oder doch ab und zu ein Stückchen Brot gegeben, dafür hätten wir viel mehr Interesse gehabt, als für seine albernen Großsprechereien. Er gab uns aber nicht mehr, allerdings — zu seiner Ehre sei's gesagt — auch nicht weniger, als wir als Maurer und Munitionsarbeiter auch bekommen hatten, nämlich 450—500 Gramm Brot, statt den uns zustehenden 600 Gramm — er betrog uns also auch um 100—150 Gramm — dann die bereits beschriebene Kaffeebrühe, die obligate Wassersuppe mit wenig Gemüse und ein paar Kartoffelstückchen und den mit Wasser aufgekochten Reis. Den Reis ließ er manchmal, um uns seine besondere Wohlgeneigtheit zu bekunden, mit einigen Erbsen untermischen. Fand der Bauer, daß wir uns besonders fleißig gezeigt hatten, — er fand das aber nur selten, — dann ließ er uns nachmittags ein kleines Stückchen Käse verabfolgen, aber beileibe kein Stückchen Brot mehr, als uns zustand.

Da wir im Freien arbeiteten, hielt es unser Herr Kommandant für überflüssig, oder unzweckmäßig, daß wir behufs frischen Luftschöpfens an Sonntagen spazieren geführt wurden, wie dies bei den Befangenen in Deutschland der Fall ist. Solange wir hier in der Landwirtschaft beschäftigt waren, hatten wir ja, wenigstens tagsüber, frische Luft. Wenn auch der Schafstall nicht gerade an die Wohlgerüche Arabiens gemahnte, so genossen wir doch draußen auf Aekern und Wiesen frische Luft. Wir wurden aber auch damals nicht an die frische Luft geführt, als wir in dem Rauch und Ruß und Zementstaub volle 11 Stunden arbeiten mußten und unsere Lungen ein Auspumpen sehr notwendig gehabt hätten. Hygiene, sanitäre Körperpflege sind anscheinend den meisten Franzosen böhmische Dörfer; jedenfalls wissen sehr wenige von ihnen, daß das Baden für einen halbwegs reinlichen Menschen ein Bedürfnis ist. Obwohl reichlich und gute Gelegenheit zu Flußbädern bei den meisten Befangenenlagern war, so hat unsere Bewachung keinen Gebrauch davon gemacht und uns Befangenen war es, wie ich bereits erwähnte, verboten. Die Sorge, daß einer von uns ertrinken könnte, war sicher nicht der Beweggrund, daß man uns das Baden untersagte, würde die Franzosen diese Sorge gedrückt haben, so hätten sie es begrüßen müssen, als wir uns für unser Geld eine Duscheinrichtung bauen ließen; kaum hatten wir aber diese Einrichtung 2- oder 3mal benützt, da wurde das Wasser abgestellt. Daß uns viel mehr verboten als erlaubt war, brauche ich wohl nicht be-

sonders zu betonen; auf Schritt und Tritt, auf Weg und Steg grinste, oder ertönte einem ein Verbot entgegen. Musizieren und singen, das wie ich mich in Deutschland überzeugen konnte, von den Gefangenen ausgiebig geübt wird, war uns natürlich auch verboten.

Sonntags bestand unsere Erholung darin, daß wir am Vormittag unsere Wäsche waschen und in Ordnung bringen und nachmittags im Hofe herumsitzen, stehen, laufen oder liegen durften. Feiertage gab es für uns nicht, sogar am Weihnachts- und Neujahrstage mußten wir arbeiten; für die Barbaren war es auch völlig genügend, wenn sie nach 6 Tagen einen halben Tag Ruhe hatten. Um wievieles besser sind doch da die Franzosen und Russen bei uns daran, namentlich aber die, welche bei der Landwirtschaft beschäftigt sind.

Während der letzten 14 Tage unserer Bauernknechtschaft bereiteten wir uns vollends zur Flucht vor und spähten die nächste Umgebung aus. Unsere anderen Kameraden suchten uns von unserem Plane abzubringen; sie wollten von einer äußerst strengen Bewachung der Grenze durch Militär, einer Absperrung durch Drahtverhaue, Wolfsgruben und dergleichen mehr gehört haben. Sie sahen uns im Geiste wieder mit gefesselten Händen vor einer fanatischen Bevölkerung Spießruten laufen und wir sprachen deshalb mit keinem mehr ein Wort über unser Vorhaben.

Da wir etwa 230—240 Kilometer (Luftlinie) von der Schweizer Grenze entfernt waren, so rechneten wir uns aus, daß wir ungefähr 300 Kilometer zurückzulegen haben würden. Wir glaubten 30 Kilometer jede Nacht zurücklegen zu können und somit in 10 bis 12 Tagen die Grenze zu erreichen. Dieser Marschzeit entsprechend legten wir uns Proviant zu, bestehend in Konserven, Schokolade usw., die wir aus der Heimat erhalten und seit langer Zeit aufgespart hatten, und ferner in sogen. Biscuits, die allerdings mehr mit einem Hundekuchen Ähnlichkeit hatten, als mit dem Gebäck, das man bei uns mit der Bezeichnung Biscuit belegt. Die letzteren sammelten wir uns nach und nach, selbstverständlich ganz unauffällig, und versteckten alles sorgfältig in unserer Scheuer. Wir glaubten reichlich Proviant zu haben, wir haben uns aber damit einer Täuschung hingegeben; wir hatten nicht 300 Kilometer zu durchmessen, wie wir uns ausgerechnet hatten, sondern deren 400, wie wir am Schlusse unserer Flucht festgestellt haben. Wir verschafften uns Kärtchen; diese waren im Maßstab von 1:1000000 und deshalb nur von beschränktem Wert für uns, aber wir konnten uns damit wenigstens einigermaßen orientieren. Von einem jungen Burschen erwarben wir für ein paar Franken

einen kleinen Kompaß. Wir rechneten mit mondhellen Nächten und gedachten den Polarstern bei der einzuschlagenden Himmelsrichtung zu Hilfe zu nehmen, wir hatten aber leider nur regenfinstere Nächte und das erschwerte unser Vorwärtskommen ganz erheblich.

Eines Tages wurden allen Gefangenen die Rucksäcke abgenommen; mein Freund und ich hatten aber, in der Erwartung, daß dies einmal eintreten könnte, die unsrigen bereits in Sicherheit gebracht. Für den Fall aber, daß uns unsere Rucksäcke doch einmal abhanden kommen sollten und wir dann wegen eines Transportmittels für unseren Proviant nicht in Verlegenheit kämen, hatten wir uns aus unserer Speisbubenzeit je einen Zementsack auf die Seite gebracht und diesen monatelang von einem Lager zum andern mitgeschleppt.

Nachdem wir am Sonntagvormittag den 9. Juli 1915 unsere Leibwäsche gewaschen hatten, machten wir uns nachmittags, während sich die anderen Kameraden im Hofe aufhielten, daran unsere Rucksäcke zu packen. Der Schafstall, von unserem Bauern sinniger Weise „réfectoire“ genannt, hatte an der Rückseite etwa 2 Meter über der Erde einige mit Läden versehene Luken, die nach einer Wiese zu mündeten. An der Luke, die wir zu unserem Flug in die Freiheit ausersehen hatten, hatten wir die Riegel schon vor einigen Tagen gut geölt, damit sie beim Deffnen ja kein Geräusch verursachen würden. Zu unserer Schlafstelle konnten wir nur durch den Schafstall auf einer Leiter gelangen; im Schafstall selbst kampierte während der Nacht der Wachtposten. Jeweils abends 9 Uhr kam der Sergeant um sich zu überzeugen, daß alle ihm Anvertrauten an ihrem Platze waren; hierauf begab er sich in den Hof um dem Wachtposten seine Instruktionen zu erteilen und dann entfernte er sich. Der Sergeant kam, schaute sich um und nachdem er sein halbverschlucktes, stereotypes „n' manque personne?“ gemurmelt hatte, kletterte er die Leiter wieder hinab und ging in den Hof. — Jetzt war für uns der richtige Augenblick gekommen. Wir gaben dem einen und dem andern unserer Kameraden noch rasch die Hand, flüsterten ihnen ein Lebewohl zu und dann glitten wir behutsam auf Strümpfen die Leiter hinunter, voltigierten über die herumstehenden Schafröge und landwirtschaftlichen Geräte, öffneten geräuschlos den Laden, dann ein Sprung und — draußen lagen wir im Grase. Wir versuchten den Laden von außen wieder zu schließen, da trat aber gerade der Wachtposten in den Stall und wir mußten dieses Vorhaben aufgeben. Es kamen nun ein paar bange Augenblicke. — Wird der Posten wohl die geöffnete Luke bemerken, oder nicht? — — Wir hielten den Atem an und lauschten und da wir die Wahr-

nehmung gemacht zu haben glaubten, daß er sich niedergesetzt habe und mithin die offene Luke nicht gesehen hatte, schlichen wir — immer noch auf Strümpfen, um keine Spuren zu hinterlassen, — im hohen, nassen Grase davon, bis wir einen Feldweg erreicht hatten. Hier wurden dann rasch die Stiefel angezogen, die Rucksäcke aufgepackt und dann rannten wir, so rasch als uns die Füße trugen und es uns der Atem und der uns unaufhörlich ins Gesicht klatschende Regen erlaubte, querfeldein dem nächstgelegenen Walde zu. Wir marschierten die ganze Nacht ohne uns auszuruhen und als der Morgen des 10. Juli graute, waren wir wohl ein tüchtiges Stück vorangekommen, aber leider auch naß bis auf die Haut. Im Waldesdickicht machten wir uns, so gut es eben ging, ein Lager zurecht; die Sonne kam ab und zu hinter den Wolken hervor, es wurde angenehm warm und unsere Kleider trockneten ziemlich gut auf.

Als die Nacht hereingebrochen war, setzten wir unsere Wanderung fort und erreichten mit dem anbrechenden Morgen das Städtchen Brassn, in dessen Nähe wir im Walde Quartier machten. Durch den anhaltenden Regen waren wir wieder völlig durchnäßt; die Sonne ließ sich wohl ab und zu zwischen den zerrissenen Wolken blicken, es wurde dabei aber nicht recht warm. Die dichten Baumkronen hielten die Sonne und ihre Wärme ab und aus dem Walde herauszutreten, trauten wir uns nicht, weil wir befürchteten gesehen zu werden.

In der Nacht des 11. hatten wir wieder Regenwetter, es war dabei stockfinster, wir verliefen uns deshalb, d. h. wir liefen im Kreise herum und kamen nach ein paar Stunden wieder bei unserer Abmarschsstelle an. Wir waren infolgedessen etwas gedrückter Stimmung, mancherlei trübe Gedanken beschlichen uns, aber der feste Wille zum Durchhalten behielt doch die Oberhand. Tagsüber hielten wir uns im Walde auf, da wir aber total durchnäßt waren, konnten wir uns nicht hinlegen um ordentlich ausruhen und schlafen zu können und dadurch wurde uns der Tag nicht nur recht lang, sondern auch recht ungemütlich.

Am 12. nachts kamen wir infolge des unaufhörlichen Regens und der großen Finsternis ebenfalls schlecht voran. Die Wegweiser die wir fanden, konnten uns nichts nützen, da immer nur die nächstliegenden Orte darauf angegeben waren, kleine Dörfer und Weiler, die auf unserer Karte natürlich nicht eingezeichnet waren. Nichtsdestoweniger kletterte immer einer von uns an den Wegweisern, die wir fanden, hinauf, um die Aufschriften, die vom

Boden aus in der dunklen Nacht nicht zu entziffern waren, zu lesen; aber immer wieder mit demselben negativen Erfolg. Gegen 3 Uhr morgens erreichten wir nach großer Anstrengung und mit Mühe *Montsauche*. Um zu einem Ruheplatz im Walde zu gelangen, mußten wir durch sumpfiges Wiesengelände waten, sodaß wir außer der überreichlichen Begießung von oben, auch noch von unten so bewässert wurden, daß uns das Wasser in den Stiefeln stand. Wir machten ein kleines Feuer an und bereiteten uns eine Erbsensuppe, die uns vorzüglich mundete, uns erwärmte und stärkte. Zu einem richtigen Schlaf kamen wir leider wieder nicht, es war mehr ein Hinbrüten. Erstens hinderten uns die tropfnassen Kleider und dann eine Anzahl Baumrarder, die in den Baumkronen herumspangen und ein greuliches Geschrei vollführten. Es war schade, daß wir kein Bewehr bei uns hatten und keinen von den frechen Räufern herunterholen konnten; er hätte einen saftigen Spießbraten für uns abgegeben.

In der Nacht des 13. hatten wir das gleiche Mißgeschick mit dem ewigen Regen; am Tage waren wir bei Mutter Grün zu Gast; ihr Bett war aber gar nicht mollig, sondern unangenehm weich, kalt und naß.

Vom 14. auf den 15. kamen wir morgens gegen 2 Uhr in die Nähe von *Saulieu*. Durch einen Heuwagen, der vor uns herfuhr mußten wir unsere Schritte sehr mäßigen, überholen konnten wir ihn nicht, weil zu beiden Seiten der Straße Sumpfgelände war, das uns am seitlichen Ausbiegen verhinderte, sodaß wir das uns vorgesteckte Ziel, die Ortschaft selbst, nicht erreichten. Wir bezogen in deren Nähe unser gewohntes, feuchtes, oder vielmehr nasses Waldquartier, in welchem wir den Tag frierend und hungernd zubrachten. Der Tag erschien uns erschreckend lang, wir glaubten er wolle kein Ende nehmen und wieder quälte uns der Gedanke, ob wir bei der mehr als ungenügenden Ernährung und dem anhaltenden Hundewetter würden durchhalten können. Die Müdigkeit übermannte uns schließlich und wir schliefen mit Unterbrechungen ein paar Stunden; ein gesunder erquickender Schlaf war es freilich nicht.

Am 15. nachts brachen wir auf und erreichten bei strömendem Regen, nach langer Irrfahrt und totmüde, *Piernais* und stiegen da in eine Scheuer ein, uns tief im Heu vergrabend. Da wir durch und durch naß waren, so entwickelte sich um uns ein Dampf, der sich für uns bis zur Ungemütlichkeit steigerte. Ich kann ein derartiges Heublumenbad mit gutem Gewissen niemand empfehlen,

namentlich aber keinem der an einem etwas kurzen Atem leidet. Wir schliefen aber trotz allem, wie die Murmeltiere, bis uns nachmittags gegen 6 Uhr ein starkes Geräusch aufweckte; ein Wagen wurde in die Scheune eingefahren und der Fuhrmann begann Heu abzuladen und ausgerechnet gerade auf uns beide. Wir hätten ob dieser Störung ein wenig laut fluchen mögen, wir zogen aber vor, uns mäuschenstill zu verhalten; wir sagten uns, daß es doch besser ist, wenn der Mann Heu auf uns abladet, als wenn er solches bei uns aufladen würde, denn da hätten wir am Ende unangenehme Bekanntschaft mit einer Heugabel machen müssen. Nach beendeter Abladerei zog der Bauer mit Frau und Kindern wieder ab und wir schliefen und — schwitzten ruhig weiter.

Nachts gegen 10 Uhr, nachdem wir volle 19 Stunden in dem Dampfbad gelegen hatten, machten wir uns aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Heu. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete uns den Weg, sodaß wir ihn durch die Ortschaft Viernais glatt gefunden haben.

Nach langer, mühsamer Wanderung gelangten wir bis kurz vor Arnay le Duc; es regnete in dieser Nacht einmal ausnahmsweise wenig, es war aber trotzdem alles naß, wir natürlich auch. Wir suchten auch in diesem Dorf in eine Scheuer einzusteigen, aber ein keifender, bissiger Hund machte einen solchen Heidenlärm, daß es uns nicht ratsam schien unser Vorhaben auszuführen. Wir gingen eine kurze Strecke weiter über mit Hecken eingefriedigte Fruchtfelder und Wiesen und ließen uns da in einem größeren Busch, der inmitten einer Wiese stand, nieder.

Auf unserem Spirituskocher bereiteten wir uns einen guten Bohnenkaffee, der uns, wenn nicht gerade gestärkt, so doch etwas aufgerichtet hat. Die Sonne stieg prächtig am Horizont herauf, dabei war es aber recht kühl und da wir uns infolge der Nässe nicht recht setzen, geschweige denn hinlegen konnten, so fanden wir keine Ruhe, es plagte uns eine tödtliche Langweile und der Tag erschien uns endlos lang.

Am 17. abends 10 Uhr packten wir auf und gingen, gezwungener Maßen, durch die Ortschaft durch; außer zwei Frauen, die vor uns hergingen, und bald in einem Haus verschwunden, sahen wir niemand im ganzen Nest, nur eine Anzahl Hunde kläfften um die Wette. Um rascher vom Fleck zu kommen benützten wir einmal ausnahmsweise die eigentliche Verkehrsstraße; sie war in tadellosem Zustande und läuft ungefähr 15 Kilometer

fast schnurgerade. Wir kamen flott voran und legten in den ersten 2 Stunden 12 Kilometer zurück. Die Dunkelheit nahm rasch zu, der verd. Regen setzte wieder ein und wir hatten deshalb schlechte Sicht. Mit einem Male tauchte unweit vor uns eine Gestalt auf, die wir näherkommend als einen Alpenjäger identifizierten; festen Schrittes marschierten wir an ihm vorbei. Er sah scharf nach uns hin, wir nahmen ihn natürlich ebenfalls scharf auf's Korn, um gegebenenfalls mit der Parade, bezw. mit dem Hiebe die ersten zu sein. Es geschah aber nichts; vielleicht war der Alpenjäger recht zufrieden, daß ihn die beiden Nachtwandler in Ruhe seinen Weg ziehen ließen. Mit dem grauen Morgen erreichten wir Bligny sur Duché, in der Côte d'or.

Wir waren nunmehr 8 Tage auf der Wanderfahrt und doch noch so weit vom Ziele. Wir mußten heute leider feststellen, daß unser Proviant zu Ende gehen würde, bevor wir die Grenze erreicht haben, sofern wir nicht in einer Nacht eine erheblich größere Strecke zurückzulegen imstande wären. Da hieß es nun den Bauchriemen enger schnallen, unsere bisherige schon recht schmale Tagesration auf die Hälfte zurückschrauben; wir beschränkten infolgedessen die tägliche Ration auf den halben Inhalt einer Konservenbüchse und ein kleines Stück Schokolade. Obst, mit dem wir uns hätten aushelfen können, gab es nicht; weit und breit war kein Obstbaum zu sehen. Wir aßen schließlich auch einmal Runkelrüben und taten uns gütlich an ungebakkenem Grahambrot, d. h. wir rausten Fruchtähren aus und aßen die Körner.

Am Dorfrande von Bligny sur Duché holte ich einige Salatköpfe, Kartoffeln, Zwiebeln und Lauch aus einem Garten. Als wir dann in einem Buschwerk ein sicheres Versteck gefunden zu haben glaubten, bereiteten wir uns aus dem „Raub“ ein leckeres Mahl. Nachdem, soweit wir beobachten konnten, kein Mensch, noch eine menschliche Wohnstätte zu erblicken war, so fühlten wir uns ganz sicher und machten ein kleines Feuer an, um unsere Kartoffeln kochen und unsere Kleider trocknen zu können. Der Salat, die Zwiebeln und der Lauch wurden zerschnitten und untereinander gemengt; Del, Essig, Salz oder sonstige Gewürze, die man fälschlicher Weise zu einem Salat als ganz unentbehrliche Dinge erachtet, standen uns natürlich nicht zur Verfügung. Der nach unserem Rezept zubereitete französische Salat hat uns aber nichts destoweniger ganz vorzüglich gemundet. Nachdem das sogenannte „Diner“ beendet war, bekamen wir Lust zu einem Kaffee und setzten deshalb auf's Neue Wasser an das Feuer.

Gerade als wir dabei waren den Kaffee zuzusetzen, da ertönten Rufe: „hé la bas, hé les voyageurs, hé les bôches“ usf., wir vernahmen Hundegebell und gleich darauf flogen einige Steine in unser Versteck. Wir packten schleunigst unsere Rucksäcke auf und sprangen so schnell, als es eben das Gestrüpp zuließ, auf und davon. Unseren Kochapparat, der uns noch manchen wertvollen Dienst hätte leisten sollen, unsere guten Kartoffeln und 2 Kibitzeier, die ich gefunden hatte und zum Abendessen sieden wollte, mußten wir zu unserem großen Verdruß im Stich lassen. Ueber Stock und Stein ging's, und durch dichte Dorn- und Brombeerhecken arbeiteten wir uns durch. Nach einiger Zeit machten wir, um unsere Verfolger irre zu führen, eine scharfe Wendung und nach Ablauf von ungefähr einer halben Stunde hörten wir ihre Rufe nicht mehr und auch das Hundegekläff verklang nach und nach in der Ferne. Entweder konnten uns die Franzmänner nicht rasch genug folgen, oder es war uns gelungen die Menschenjäger auf eine falsche Fährte zu bringen. Das Edelwild, das sie schon zur Strecke gebracht zu haben glaubten, war ihnen entschlüpft.

Pudelnah krochen wir im Walde der Côte d'or in dichtes Unterholz, um hier die Nacht abzuwarten. Infolge unseres ungestümen Rennens und der Aufregung durch die auf uns veranstaltete Hezjagd waren wir recht müde und abgespannt und da die Büsche und Bäume noch fortgesetzt vom Regen triefen, hatten wir einen mehr als ungemütlichen Aufenthaltsort. Wir waren ganz durchfroren und hatten obendrein einen furchtbaren Hunger, sodaß wir zweifelten in der kommenden Nacht viel leisten zu können. Wir genehmigten je ein Stückchen Zwieback und marschierten mit der einbrechenden Dämmerung los. Bald hatten wir das Ende der Wildnis erreicht und standen nun auf der Hochfläche der Côte d'or, die allenthalben mit sterilem, steinigem Boden bedeckt ist.

In der Morgendämmerung kamen wir durch das Städtchen P o m m a r d; wir versuchten es zu umgehen, es gelang uns aber nicht. Als wir mitten drin waren, ertönte mit einmal ein Signal. „Na das hat uns noch gefehlt, man ist uns erneut auf den Fersen“ sagten wir uns. Rasch suchten wir Deckung in einem dunklen Hauswinkel und sahen von da aus, wie aus einem langgestreckten, großen Gebäude mit viel Spektakel halbbekleidete Gestalten auf die davorstehenden Brunnen zuliefen. Es waren, wie wir bald herausfanden, Soldaten, die sich an den Brunnen wuschen. Das Trompetengeschmetter hatte also nicht uns gegolten, sondern Réveille bedeutet. Sobald die Gestalten wieder in dem Gebäude verschwunden

waren, nahmen wir schleunigst Reißaus und erreichten unangefochten das Freie.

Wir konnten im Tal keinen Schlupfwinkel finden und stiegen deshalb durch die Weinberge auf die bewaldete Höhe hinauf. In den Weinbergen taten wir uns gütlich an den Weinranken; sie dienen wohl sonst selten als menschliche Nahrung, schmecken aber ganz gut, so man Hunger und nichts besseres zu essen hat. Die Sonne stieg herrlich am wolkenlosen Himmel herauf; endlich einmal ein sonniger, warmer Tag! Wir befürchteten, daß das in Pommard liegende Militär da oben eine Gefechtsübung abhalten könnte und kamen deshalb überein, daß einer von uns Wache stand, während der andere schlief, so kam jeder zu seiner ungestörten Ruhe.

Vom 19. auf den 20. Juli nachts kamen wir an Beaune vorbei, und über die vom Kriege 1870/71 her wohlbekannten Schlachtfelder von Nuits.

In einem kleinen Dorfe stiegen wir in eine Scheune ein und bereiteten uns da ein Lager im Heu. Das Wohnhaus des Bauern war an die Scheuer dicht angebaut, sodaß wir das Herumhantieren der Bäuerin in der Stube und Küche ganz deutlich hörten. Um die Mittagszeit rochen wir sogar das angenehm duftende Essen; das war für uns mit unseren knurrenden Mägen eine wahre Tortur. Viel Hühnervolk belebte den Bauernhof; es war ein fortwährendes Begacker, leider konnten wir aber kein Ei und noch viel weniger ein Huhn erwischen. So recht heimisch fühlten wir uns in unserem Wigwam nicht und wir machten uns deshalb auf den Weg, sobald es Nacht geworden war.

Die Getreideernte war hier schon weiter fortgeschritten als in der Côte d'or, auf den Feldern lagen wohl da und dort noch Fruchtgarben, aber das meiste war bereits eingebracht. Die Gegend begann sumpfig zu werden, woraus wir schlossen, daß wir in der Nähe der Saone sein würden, und nun war die nächste Frage die uns beschäftigte, wie wir über den Fluß gelangen werden. Werden wir wohl eine Brücke, oder einen Nachen finden, oder müssen wir hinüberschwimmen?

Nach kurzem Weitermarsch blitzten die Lichter von Seurre auf, das am jenseitigen Ufer der Saone liegt und aus dem letzteren Umstand schlossen wir, daß da wohl auch ein Verkehrsmittel sein müßte, das die beiden Ufer miteinander verbindet. Bald darauf sahen wir eine Brücke, die aber zu unserem großen Verdruße hell

erleuchtet war. Im Straßengraben schlichen wir näher und sahen am diesseitigen Brückenübergang ein Häuschen stehen, das im Gegensatz zur Brücke in völligem Dunkel lag. Da wir keinen Posten bemerkten, so gingen wir forsch drauflos und überschritten die etwa 140—150 Meter lange Brücke im raschen Tempo. Wir standen am Eingang von Seurre, weil es aber bereits zu tagen begann, und im Städtchen lebendig wurde, so hielten wir es für angezeigt, nicht durch dasselbe hindurch zu gehen, wir machten vielmehr einen großen Bogen um die Stadt herum. Gestern, wie auch heute fanden wir einen Ruheplatz, in einem dichten Heckengebüsch.

Mit dem Morgen des 22. Juli erreichten wir den Doubs und ließen uns in den an seinem Ufer stehenden Weidengebüschen häuslich nieder; unsere Ruhe währte aber nicht lange. Es standen da eine ganze Menge Weidenbüsche, aber merkwürdig, gerade in den Büschen, in denen wir uns gelagert hatten, mußte ein Bauer daher kommen, um seine Weiden zu schneiden. Der Bauer war nicht wenig überrascht uns hier vorzufinden und ebenso erging es uns bei seinem Erscheinen. Wir wechselten einige Begrüßungsworte und behandelten dann das mit Recht so beliebte Thema vom Wetter. Wir glaubten, daß wir ein gutes Patois sprechen würden, dem war aber anscheinend nicht so, denn der Bauer meinte nach einiger Zeit, daß wir wohl nicht aus der Gegend stammen dürften, weil wir einen anderen Akzent hätten, als wie er hier zu Lande üblich sei. Nein, erwiderten wir nach einer Verlegenheitspause, wir sind Blamen; wir waren seit Kriegsbeginn an der Front und haben seit einigen Tagen einen kurzen Urlaub erhalten, den wir nun zu Fußturen benutzen, damit wir unser geliebtes Frankreich auch hinter der Front richtig kennen und schätzen lernen. Ein freundlicher Strahl flog über des Bauern Gesicht und kurz darauf begann er auf die *bôches* und die *verfligten prussiens* weidlich zu schimpfen. Und wir, — wir räsonnierten lebhaft mit und machten die bekannte Faust in der Tasche; wir wären natürlich viel eher geneigt gewesen, dem Lümmel den Kittel ordentlich auszuklopfen. „*Mais comme nos alliés bien fidèles, venez chez moi Messieurs, kommen Sie doch mit mir in mein Dorf. Sie werden da sehr willkommen geheißen werden*“, sagte der Düpierte treuherzig. Wir dankten ihm für seine Einladung recht verbindlich und versprachen ihm gegen Abend uns einzufinden, wir wollten uns zunächst noch tüchtig sonnen und dann ein stärkendes Flußbad nehmen.

Nachdem sich der Bauer entfernt hatte, beratschlagten wir, ob es am Ende nicht besser, oder vielmehr weniger verdächtig wäre, wenn wir

uns direkt an den Uferrain legen würden, statt uns noch länger im Gebüsch herumzudrücken. Wir legten uns daraufhin langhingestreckt an das Ufer des Doubs und es dauerte gar nicht lange, da zogen Bauersleute, die ihren Feldgeschäften nachgingen, an uns vorüber. Wir begrüßten sie alle, Weiblein und Männlein, alt und jung, mit der unbefangenen Miene und einem zuvorkommenden: Bon jour, Madame, bon jour Monsieur, bezw. Mesdames et Messieurs und alle erwiderten dankend unseren Gruß, ohne sich weiter um uns zu kümmern.

Als es Abend geworden war, hielten wir es doch für ratsamer uns jenseits des Doubs, statt in das Dorf zu unserem Freund zu begeben. Das „Sichjenseitsbegeben“ stellte sich allerdings nicht so ganz einfach heraus, wie es gesagt ist; denn der Fluß ist hier ziemlich breit und hat einen raschen Lauf, sodaß das Hinüberschwimmen mit Rucksack und Mantel beladen, uns doch etwas gewagt erscheinen wollte. Wir suchten deshalb nach einem Fischernachen, fanden aber keinen solchen, obwohl wir eine ganze Stunde am Ufer entlang gingen; endlich entdeckten wir in der Ferne eine Brücke. Als wir der Brücke näher kamen, — es war mittlerweile Nacht geworden, — sahen wir, daß sie, leider, taghell beleuchtet war. Mit äußerster Vorsicht gingen wir näher und betraten sie. Einer von uns ging rechts, der andere links am Geländer, jeden Augenblick zum Sprung bereit, sobald sich etwas Verdächtiges zeigen sollte; es begegnete uns aber niemand. Wir atmeten erleichtert auf, marschierten stramm weiter und kamen in dieser Nacht (den 22.) bis zu der Ortschaft Chaussin, in der alles im tiefen Schlafe lag, mit Ausnahme der unvermeidlichen, kläffenden Hundebießer und einem Metzger, der von einem Wagen Fleisch ablad und es in seinen Laden brachte. Das Licht in dem letzteren beleuchtete die Gasse viel stärker als uns lieb war; wir überlegten geraume Zeit, wie wir da ungesehen vorbeikommen können, indem wir uns in einem finsternen Hauswinkel aufhielten; schließlich kamen wir zu dem Entschluß forsch weiter und vorbei zu gehen. In dem Metzgerladen hing so viel Fleisch und Speck und eine Menge praller Würste, daß uns das Wasser im Munde zusammenlief und uns Einbrechergedanken überkamen. Ziemlich weit vor dem Dorfe draußen suchten und fanden wir Gebüsch, in dem wir uns tagsüber verborgen hielten. Die ganze Gegend ist sumpfig und es gab daher Myriaden von Schnaken und Stechmücken, die uns ganz übel zugerichtet haben; selbst durch die Kleider hindurch stachen uns die Plagegeister. Unser Gesicht und unsere Hände waren durch die Stiche dick aufgeschwollen, sodaß wir

der kommenden Nacht als einer wahren Erlösung entgegensahen und aufpackten, sobald die Dämmerung eingebrochen war.

In dieser Nacht passierten wir den Loue zwischen Montbarrey und Billers-Farley. Am Ausgang des Dorfes stand mit einmal ein Mann vor uns auf dem Weg, der uns scharf beäugte. Wir waren schon darauf gefaßt, ihm unsere Ziegenhainer zum Kosten geben zu müssen, kamen aber glatt an ihm vorbei. Eine Zeit lang folgte uns aber der Kerl hart auf dem Fuße, wir schlugen aber ein immer schärfer werdendes Tempo an, sodaß er bald ziemlich hinter uns blieb. Als wir so etwa eine Stunde lang gerannt waren, denn ein Marschieren war es nicht zu nennen, da blitzte plötzlich hinter uns ein Licht auf; ein Auto sauste hinter uns drein. Unser erster Gedanke war, daß wir verfolgt würden und ohne langes Besinnen sprangen wir seitwärts und legten uns platt in den neben der Straße herlaufenden Kartoffelacker. Nachdem das Auto vorüber gefahren war, erhoben wir uns aus unserem schmierigen Bett und suchten uns am Sternenhimmel, der inzwischen durch zerrissene Wolkenpartien herausgetreten war, zu orientieren. Zu unserem Verdrusse stellten wir fest, daß wir die letzten 5-6 Kilometer in entgegengesetzter Richtung gelaufen waren, als wie wir sie hätten einschlagen müssen. Das hatten wir dem Kerl in Farley zu verdanken. Wir machten noch einige Schritte vorwärts und fanden da einen Kilometerstein, dessen Inschrift uns belehrte, daß wir uns im Festungsbereich Besançon befanden. Das war eine wenig angenehme Entdeckung und nun hieß es schleunigst bis zur letzten Wegekreuzung zurücklaufen und wie sind wir gelaufen; ich glaube nicht, daß wir mehr als 6 Minuten für den Kilometer gebraucht haben. Bei der Wegkreuzung nahmen wir dann den nach Westen ziehenden Weg.

Nachdem wir ein paar Kilometer gegangen waren, kam wieder ein Auto dahergefaust. In dem Bestreben, uns so schnell als möglich aus dem Lichtschein der Autolaterne zu bringen, sprang mein Kamerad Martin auf die rechte und ich auf die linke Straßenseite, um im Straßengraben Deckung zu finden. Nachdem das Auto vorbei war, erhob ich mich aus meinem schmuzignassen Lager, sah aber meinen Freund nicht, dagegen hörte ich ihn mit gedämpfter Stimme meinen Namen rufen. Ich ging dem Rufen nach und fand nach angestrengtem Schauen, daß da kein Straßengraben, sondern etwa 3 Meter tiefer ein reißender Bergbach entlanglief. Mein Freund hat dies bei seiner Kurzsichtigkeit in der finsternen Nacht nicht gesehen und war in den Bach hineingesprungen, oder vielmehr gefallen. Mit Mühe und Not

zog ich meinen Gefährten heraus und herauf; zum Glück hatte er nur eine leichte Fußverstauchung davongetragen, die ihn am Weitermarsch nicht sonderlich hinderte. Seine Jägermütze hatten die Wellen zu Tal getragen; ihr Fieder wird sich vielleicht den Kopf darüber zerbrochen haben, wo der deutsche Jäger selbst denn geblieben sein mag. Völlig durchnäßt zogen wir nach diesem Zwischenpiel weiter; was der Regen allein nicht zu Wege gebracht hatte, das hatte der Bergbach gründlich nachgeholt.

Von hier aus kamen wir nach etwa 2 Stunden nach dem reizenden Städtchen Salins, das in einer herrlichen Gebirgslandschaft gelegen ist. In der totstillen Nacht klapperten unsere Tritte auf dem Straßenpflaster überlaut, sodaß wir befürchteten dadurch die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, was zu vermeiden wir umsomehr Grund hatten, als das Städtchen befestigt und mit Militär belegt ist. Mit letzterem in engere Fühlung zu kommen, trugen wir natürlich durchaus kein Verlangen. An jeder Straßenbiegung glaubten wir den Ausgang des Städtchens erreicht zu haben, wir mußten aber immer noch weiter; es ist ungefähr $2\frac{1}{2}$ Kilometer lang, es erschien uns aber unter den obwaltenden Umständen viel, viel länger. Kurz vor dem Stadtausgang führte uns der Kuckuck wieder eine männliche Gestalt in die Quere; wir drückten uns in eine dunkle Hausecke und beobachteten den Mann von hier aus. Er löschte die Laternen aus und huschte an uns vorüber, ohne uns zu bemerken; nachdem er vorüber war, zogen wir schnell von dannen und machten uns ungefähr 9 Kilometer hinter Salins in einem Gebüsch, das inmitten einer Wiese stand, unser Lager zurecht. Die Sonne kam bald darauf heraus; wir begrüßten die langentbehrte mit Wonne und empfanden ihre strahlende Wärme als eine außerordentliche Wohlthat; wir zogen unsere nassen Kleider aus und hingen sie zum Trocknen auf.

Etwa $\frac{1}{2}$ Kilometer entfernt wendete ein Bauer sein Heu und in unserer unmittelbaren Nähe weideten einige Kühe, die von 3 Kindern gehütet wurden. Eine Wachtel in den nahen Getreidefeldern ließ ihren Ruf erschallen, Lerchen schwangen sich hinauf in den blauen Aether und trillerten und jubilierten hoch über unseren Häuptern. Die Kinder sangen ab und zu recht melodiose Lieder, was uns zum leisen Mitsummen reizte. Gerne hätten wir laut mitgesungen, so angeregt hat uns die hübsche Szene, die idyllische Landschaft, die friedliche Ruhe und die langentbehrte, beglückende Sonne. Während einer von uns schlief, hielt der andere Wache, denn höchste Alarmbereitschaft war fortwährend für uns geboten. Als der Tag zur Küste ging,

zogen Bauer, Kinder und Kühe heimwärts, die Sonne tauchte golden am Horizont unter und wir holten unsere kärgliche Tagesration hervor, um uns für den in Aussicht stehenden Nachtmarsch etwas zu stärken. Als wir dabei des sich neigenden Tages gedachten, zogen vor unserem inneren Gesicht unsere Heimatfluren vorüber und es beschlich uns ein eigenartiges Gefühl. Wir haben beide durch Krieg und Gefangenschaft viel an Sentimentalität eingebüßt, wir wollen es nicht leugnen. Aber wir begriffen nach diesem Tag doch, wie das Klingen des Alphorns bei jenem Schweizer in dem bekannten Volkslied: „Zu Straßburg auf der Schanz“ das Heimweh erwachen und ihn in die Fluten des Rheines springen ließ. Der Kindergesang war uns zum Klang des Alphorns geworden. Das Heimweh hatte uns erfaßt.

Gegen 10 Uhr machten wir uns auf den Weg und wanderten die Heerstraße Dijon-Pontarlier entlang. Die ersten 12 Kilometer legten wir in knapp 2 Stunden zurück, dann ließ aber unsere Leistungsfähigkeit merklich nach, sodaß wir zum Schluß in einer Stunde nicht mehr als wie 3 Kilometer vorwärts kamen. Gegen 5 Uhr morgens durchschritten wir ein kleines Dorf, dessen Namen wir nicht feststellen konnten; in demselben ging ein Bauer über seinen Hof dem Viehstalle zu, er sah uns aber anscheinend nicht, sonst hätten wir am Ende wieder eine kleine Hezjagd zu bestehen gehabt und dieser wären wir wahrscheinlich erlegen, denn springen konnten wir nicht mehr.

In der Nacht des 25. passierten wir Levier und suchten uns morgens wieder eine Hecke, in der wir tagsüber kampierten.

Den 26. nachts marschierten wir bis kurz vor Montbenoit und ließen uns da im Waldesdickicht nieder. Diese Nacht war die regenfreieste, die wir bis jetzt hatten und mit Hilfe unseres Kompasses und des Polarsterns konnten wir uns gut orientieren; wir sind auch ziemlich gut vorangekommen, waren aber an unserem Halteplatz angekommen, ordentlich müde und abgESPANNT.

Die Sonne kam glutrot im Osten herauf und wir freuten uns schon einen sonnigen, warmen Tag erwarten zu dürfen und streckten unsere müden Beine behaglich im Sonnenschein aus; aber der Wettergott war uns nun einmal nicht wohlgesinnt. Gegen Mittag zogen schwere, schwarze Wolken über den Schweizer Jura daher und dann ging ein furchtbares Donnerwetter los, das stundenlang anhielt. Der Himmel schien alle Schleusen geöffnet zu haben, wir suchten unter einer großen Tanne Schutz, allein der mit Hagel untermischte Regen fand uns auch hier und wir waren schon nach

kurzer Zeit durch und durch naß. Der Schlaf, den wir so dringend nötig hatten, war dahin und der Hunger quälte uns fürchterlich. Wir stillten ihn mit Erdbeeren, die wir in allernächster Nähe und sehr reichlich fanden und nachdem wir noch ein Stückchen Zwieback miteinander verzehrt hatten, machten wir uns um 9 Uhr auf den Weg.

In dieser Nacht (den 27. Juli) überschritten wir den Doubs zum zweiten Mal; wir gerieten in sumpfiges Gelände und versanken manchmal bis an die Knie. Jenseits des Sumpfes ging es dann steil bergan, in dichtem Unterholz; wir zwängten uns durch Brombeerhecken und Dorngebüsch und mußten über Felsblöcke und vom Sturm gefällte Bäume klettern. Durch das vermaledeite Gestrüpp bekamen wir viele Kratzwunden im Gesicht und an den Händen und unsere Kleider wiesen nicht wenig Risse auf, aber der Gedanke nun bald die Grenze erreicht zu haben, ließ uns das alles nicht achten. Kein Stern am Himmel war sichtbar, es herrschte tiefes Waldesdunkel, doch fanden wir mit unserem kleinen Kompaß wenn auch schwer die einzuschlagende Richtung. Endlich hatten wir das Hochplateau erklimmt; wir kamen an einzeln stehenden Behöften vorbei, in denen sich aber außer bellenden Hunden gar nichts rührte. Wir gingen quer durch Getreidefelder, die im Gegensatz zu denen in den Tälern der Saône und des Doubs noch ungeschnitten waren. Später wurde unser Weg immer steiler, sodaß wir manchmal die Hände zu Hilfe nehmen mußten, um überhaupt vorwärts zu kommen und ein mühsam erklettertes Stück nicht wieder herunter zu rutschen. Durch die großen Anstrengungen der letzten Tage, den ungenügenden Schlaf und die mehr als mangelhafte Ernährung waren wir nahe daran schlapp zu werden. Wir glaubten am Ende unserer Kräfte zu sein, wir feuerten uns aber immer wieder gegenseitig an und boten unsere ganze Willenskraft auf um nicht kurz vor dem Ziele noch zu erlahmen. Im Morgenrauen des 28. Juli kletterten wir den steilen Gipfel des Mont du Cerf hinan und waren gegen 5 Uhr oben. Für die letzten 4 Kilometer Luftlinie haben wir nicht weniger als 7 Stunden gebraucht. Wir rasteten kurze Zeit und waren ob des wunderbaren Rund- und Fernblickes ganz in Sinnen versunken. Hinter uns das herrliche Tal des Doubs, hinter uns auch das Land, das Zivilisation, Kultur und Menschenrechte und -würde in Erbpacht genommen zu haben sich wähnt. Vor uns die Schweiz mit ihren himmelanstrebenden Bergen, auf denen ich schon so manches liebe Mal herumgestiegen bin, vor uns das Land der Freiheit, das nächste Ziel unserer Wünsche. An unserem geistigen Auge zogen die 350 entbehrungsreichen, schweren Tage unserer Ge-

fangenschaft vorüber und wir gedachten mit Bedauern unserer lieben Kameraden, die noch weiß Gott wie lange in ihr schmachten müssen. Indeß zum Träumen und langen Ausschauhhalten war jetzt keine Zeit. Vorwärts! hieß unser Losungswort, vorwärts der rettenden Grenze zu! — — — — —

Der Mont du Cerf fällt gegen die Schweizer Seite jäh ab. Wenn auch von meinen Dolomitentouren im Felsklettern nicht unbewandert, wollte ich doch ohne ein sicherndes Seil meinen treuen Gefährten und mich nicht der Gefahr des Abstürzens aussetzen. Wir krabbelten deshalb an der steilen Felswand entlang, bis wir eine Stelle fanden, die uns für den Abstieg geeignet erschien und kamen glücklich unten an.

Wir fanden da ein paar etwa 1 Meter hohe Steine, auf deren Kopf ein Winkel und auf einer ihrer Seitenflächen die Zahl 1810 eingemeißelt war, sonst trugen sie keine Zeichen aus denen man auf ihren Zweck hätte schließen können. Wir nahmen an, daß es Bemerkungs- und keine Grenzsteine sind, weil sie sonst, wenn nicht die Landesfarben, so doch ein Wappen tragen würden. Beim Weitergehen fanden wir Fußspuren im taufeuchten Gras, wir gingen ihnen vorsichtig umher-spähend nach und sahen nach einiger Zeit, ein paar hundert Meter vor uns, eine Gestalt in ein Blockhaus verschwinden, in der wir den die Grenze abpatrouillierenden Wachtposten vermuteten. Durch Gebüsch gedeckt schlichen wir vorsichtig an dem Blockhaus vorbei und erblickten bald darauf, ungefähr 100 Meter tiefer gelegen, einen Bauernhof auf den wir nun eilig zustrebten. Bevor wir aber aus dem Gebüsch heraustraten, schnitten wir die Spiegel von unseren Mänteln und die Achselklappen von unseren Röcken ab. Mein Kamerad Martin zog mein Sporthemd (Sweater) an und setzte meine Arbeitsmütze, die ich mir in der Gefangenschaft selbst gefertigt hatte auf, um einen Touristen vorzutauschen und ging sozusagen als Parlamentär voraus. Ich verbarg meine Soldatenmütze im Mantel und warf diesen gleich einer römischen Toga um die Schultern, indem ich meinem Freund in einiger Entfernung nachfolgte. Unser Proviant war vollständig aufgezehrt und so ging es uns wie hungrigen Raben in schneereichen Wintermonaten, gleich ihnen trieb uns der Hunger in die Nähe von Menschen, die wir in den letzten 20 Tagen so ängstlich gemieden hatten.

Als ich gewahrte, daß mein Kamerad in ruhiger Unterhaltung bei dem Bauern stand, ging ich näher heran. Den Bauern, der vor seinem Hause an einem Karren herumhantierte, baten wir schließlich um ein Stück Brot und um ein Glas Milch. Auf seine Frage: „Nach Nam' und Art, woher und wohin der Fahrt“ hätten wir gern gleich

Lohengrin geantwortet: „Nie sollst du uns befragen, noch Wissens-Sorge tragen“, wir hielten es aber doch für zweckmäßiger und ratsamer, ihm eine Räubergeschichte zu erzählen. Wir gaben vor Engländer zu sein, sagten, daß unser Regiment in Flandern stünde, wir Urlaub erhalten und diesen benützt hätten, um dem Sport zu huldigen, d. h. Bergtouren im Jura zu machen; wir hätten uns mangels Ortskenntnis und mangels einer Karte verirrt, mehrmals im Freien nächtigen müssen und der Proviant sei uns schließlich ganz ausgegangen. Wir müßten am 5. August wieder bei unserem Regiment sein, wüßten aber nicht, wie wir auf dem nächsten Wege dahin gelangen könnten, da wir keine Ahnung hätten, wo wir uns jetzt befänden, usw. Uns mit ausgestrecktem Arm die Richtung angehend, sagte der Bauer: „Wenn Sie nach Frankreich wollen, dann müssen Sie hier scharf nach links abbiegen, wenn Sie den Weg dort rechts einschlagen, dann kommen Sie tiefer in die Schweiz hinein“. Nach diesen Angaben mußten wir also die Grenze hinter uns haben, aber wir hatten doch nirgendwo etwas von einer scharfen Bewachung, von Drahtverhauen und dergleichen gesehen. Auf unsere ungläubige Frage, ob wir denn nicht in Frankreich, sondern in der Schweiz seien, erwiderte der Mann: „Dort am Fuße der Berge läuft die Grenze, Sie stehen jetzt auf Schweizer Boden; meine Ferme heißt: la Cornée und gehört zum Kanton Neuchâtel.“ „Was einen Imbiß anbetrifft, so wenden Sie sich nur an meine Frau im Hause drinnen, sie wird schon etwas für Sie haben. Ich muß jetzt hinaus auf die Alm; bon voyage, Messieurs,“ und damit nahm er seinen Karren und zog von dannen. Wir hatten das Gefühl, daß uns der joviale Mann durchschaut hatte; er war allem Anschein nach „heller“ als der Weidenschneider am Doubs, der sich den Bären aufbinden ließ, daß wir Blamen seien. Es schien uns fast, als wolle er uns nicht beschämen, daß wir Brot bettelnd zu ihm kamen und ihm nicht die Wahrheit gestanden haben. Wir taten wohl unrecht, daß wir ihn belogen haben, aber was tut man nicht in einer solch verzweifelnden Lage, wie der unsrigen. Als der Bauer fort war, hätte nicht viel gefehlt, daß wir vor lauter Freude darüber, wieder frei zu sein, einen Indianertanz miteinander aufgeführt hätten.

Bevor wir das Haus betraten, ging ich, weil uns zwischenhinein doch wieder Zweifel aufgestiegen waren, ob wir am Ende in eine Falle gelockt werden sollten, vorsichtig um die Gebäulichkeiten herum, nach irgendwelchen Anhaltspunkten, wie Wappen, Feuerversicherungstafeln usw. suchend, aus denen auf die Landeszugehörigkeit des Bauernhofes hätte geschlossen werden können. Ich fand aber nichts

derartiges, aber auch nichts verdächtiges, dagegen sah ich auf einer Steinbank ein Buch liegen, auf dessen Umschlag das Schweizer Kreuz und Kanton Neuchâtel aufgedruckt war. Wir traten hierauf in das Haus ein und trugen der Bäuerin unsere Bitte vor; sie gab uns bereitwilligst Brot, Käse und Milch. Obwohl wir ausdrücklich betonten, daß wir ihr dafür nicht nur herzlichen Dank sagen, sondern alles gern bezahlen wollten, lehnte sie jede Vergütung ab. Die Frau bestätigte uns unsere Vermutung betreffend des Blockhauses und sagte, daß sich darin die französische Grenzwache befände und daß die Steine die wir gesehen hatten, Grenzsteine seien. Nachdem wir uns wieder einmal recht satt gegessen und getrunken hatten und uns die Bäuerin den Weg zur nächsten, etwa 6–7 Stunden entfernten Bahnstation gezeigt hatte, zogen wir dankerfüllten Herzens, dem ganzen Bauernhose des Himmels Glück und Segen wünschend, unter Singen und Jauchzen den Weg der Freiheit entlang.

Nach einiger Zeit begegneten uns vier Landleute, die wir ansprachen, bezw. fragten ob wir in der Schweiz und auf dem richtigen Weg zur Bahnstation wären, was sie uns in freundlicher Weise bejahten. Beim Weitermarsch kamen wir durch ein Hochtal, in dem da und dort Schnitter auf dem Felde waren und sahen in ungefähr 1 Kilometer Entfernung Telegrafenslangen. Wir vermuteten bei diesen die Bahn, oder die Poststraße und gingen deshalb geradewegs auf die Stangen zu. Beim Näherkommen sahen wir da 3 Männer herumstehen, die nach uns Ausschau zu halten schienen; wir fragten uns, was die drei Leute wohl im Schilde führen könnten, ob wir am Ende gar wieder auf französisches Gebiet geraten sein könnten und uns die Kerle abfangen wollten. Wir überlegten kurze Zeit, was wir tun sollten und waren schließlich darin einig, festen Schrittes auf sie zuzuschreiten, denn wir sagten uns: sind die Gesellen bewaffnet, dann hilft uns das Davonlaufen nichts, sind sie aber ohne Waffen, so werden wir, sobald sie Miene machen uns zu fassen, unsere Ziegenhainer in solch rasche und kräftige Bewegung setzen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Als wir näher gekommen waren, sagte ich zu meinem Kameraden: „unsere Sorge war diesmal ganz unbegründet, das Triumvirat da vorne trägt die mir wohlbekannten Schweizer Käppi.“ Wir gingen nun direkt auf die 3 Postmenschen, solche waren es nämlich, zu und nach gegenseitiger Begrüßung sagten sie uns, daß sie uns schon geraume Zeit beobachtet und sich darüber unterhalten hätten, ob wir nicht aus Frankreich entflohene Deutsche sein würden. Sie seien stehen geblieben, um sich zu verge-

wissern, ob ihre Vermutung zutreffend sei. Sie beglückwünschten uns zu unserer gelungenen Flucht, — der eine von ihnen in gebrochenem Deutsch, — und nachdem sie sich in groben Zügen unsere Irrfahrten hatten schildern lassen, verabschiedeten wir uns und marschierten unseres Weges weiter.

Auf der nächsten Poststation kehrten wir ein und fanden da eine solch menschenfreundliche Frau Postmeisterin, wie es auf der Welt nur sehr wenige geben dürfte. Als die liebe Frau uns zwei heruntergerissene, ausgehungerte Menschenkinder kaum gesehen hatte, da tischte sie uns ohne alles weitere warme Milch, Brot, Käse und Marmelade auf. Bezahlung dafür anzunehmen lehnte sie freundlich, aber entschieden ab. Mit heißem Dank und herzlichen Wünschen verabschiedeten wir uns und marschierten dann frohgemut weiter. Am Straßenrain fanden wir eine welsch-schweizerische Zeitung, die wir aufnahmen und begierig nach dem Neuesten suchten. Wir fanden aber sehr bald, daß ihre Tendenz französischer war als die der französischen Zeitungen, die wir ab und zu in der Gefangenschaft zu Gesicht bekamen und wir warfen deshalb das sogenannte neutrale Blatt entrüstet in den Straßengraben. Bald darauf überholte uns ein Wagen mit einem weiblichen Kosselenker; auf die freundliche Frage des letzteren, ob wir nicht Lust hätten mitzufahren, riefen wir gleichzeitig: „aber natürlich haben wir Lust dazu, wir nehmen Ihre freundliche Einladung mit vielem Danke an“. Mein Freund schwang sich auf den Rücksitz und ich zu der Fuhrmännin auf den Bock und lustig fuhren wir dann der Bahnstation Les Bagnards zu. Hier angekommen suchten wir zunächst das Telegrafenamtsamt auf, um unseren Eltern unsere glückliche Ankunft in der Schweiz anzuzeigen und dann gingen wir zum Bahnhofe, um nach Neuchâtel zu fahren. Während wir auf dem Bahnsteig auf den Zug warteten, lief ein solcher von dort kommend und nach Pontarlier gehend in den Bahnhof ein. Es entstieg ihm ein Landjäger, der uns beide sofort scharf aufs Korn nahm; das war nun gerade nichts auffälliges, denn wir sahen in der That wie ein gefundenes Fressen für einen Gensdarmen aus. Abgesehen von unserer zerrissenen und beschmutzten Bekleidung, war unser Schuhwerk in einer greulichen Verfassung; ich hatte meine Stiefelsohlen mit Eisendraht festgebunden und an einem Stiefel war mir der Absatz bei der Uebersteigung des Jura verloren gegangen. Auch sonst sahen wir nicht so aus, als ob wir zur Parade gerichtet gewesen wären. Der Gensdarm frug uns barsch nach dem Zweck unseres Aufenthaltes in der Schweiz und befahl uns zu ihm in den Zug nach Pontarlier einzusteigen. In Verrières suisse wurden

wir ausgeladen und sofort in den Arrest gesteckt. Die Jugend des Städtchens bezeugte uns ihre besondere Sympathie, sie umstand das Arrestlokal in größerer Zahl und steckte uns Zigaretten und Schokolade durch die Eisengitter zu. Es waren viele Deutsch-Schweizer unter ihnen, die hier, wie sie uns erzählten, in der Schule waren, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommen. Sie sagten uns, daß wir die ersten Flüchtlinge wären, die sie zu sehen bekämen; sie bestürmten uns mit Fragen und konnten gar nicht genug von unserer Robinsonade zu hören bekommen. Als sie sich verabschiedeten, streckte uns jeder einzelne die Hand zum Abschied entgegen und glaubten uns noch allerlei Schmeicheleien über die Tapferkeit, Tüchtigkeit und Schneid der deutschen Soldaten sagen zu müssen. Wir sprachen ihnen unseren herzlichen Dank für ihre Aufmerksamkeit, ihre Sympathie und ihr Interesse aus und sagten ihnen Lebewohl mit dem Wunsche, daß sie auch fernerhin so gut deutsch denken und fühlen möchten, wie sie es uns gegenüber in so erfreulicher Weise bekundet haben. Nach etwa 3 Stunden holte uns der Landjäger heraus und brachte uns zur Präfektur nach Môtiers und von da zum Territorialkommandanten nach Neuchâtel. Die Fahrt hierher war in landschaftlicher Hinsicht einzig schön; sie ging durch das Val Travers, das sehr lang, fast schluchtartig und recht romantisch ist. Die Bahn windet sich entlang den Berghängen, geht durch eine größere Anzahl Tunnels, über Schluchten und Wasserfälle. Die Berggipfel grüßten herunter und wir zu ihnen hinauf; wie hatten wir Sehnsucht nach ihnen und wie gerne wären wir zu ihnen hinaufgestiegen! Ueber unserer Bewunderung der landschaftlichen Schönheiten vergaßen wir mitunter ganz, daß wir nicht Herren unseres Willens sind. Der neben uns klebende Gensdarm gemahnte uns, daß wir immer noch Gefangene sind.

Der Kommandant in Neuchâtel empfing uns höflich und zeigte bei unserer Vernehmung durchaus keine Voreingenommenheit. Wir gaben zu Protokoll, daß wir als Flüchtlinge in die Schweiz und zwar ohne Waffen, übergetreten seien und den Wunsch haben zum Generalkonsul nach Bern gebracht zu werden, um bei diesem unsere Auslieferung nach Deutschland zu beantragen. Nachdem die schier endlose Schreiberei beendet war, mußten wir mündlich und schriftlich bestätigen, daß wir nicht in der Schweiz interniert, sondern nach Deutschland ausgeliefert werden wollten und dann fuhr der uns sehr anhängliche Diener der heiligen Hermandad mit uns nach Bern. Wir kamen da um 2 Uhr an, da aber der Herr Generalkonsul erst von 3 Uhr ab zu sprechen war, so sollten wir die Stunde bis dahin wieder eingesperrt werden,

was wir aber rundweg verweigerten und erklärten, daß wir gar keine Lust hätten, auch nur einen Schritt vom Konsulatsgebäude weg zu machen. Ich öffnete nach kurzem Anklopfen die Türe zur Kanzlei und kaum wurde man unserer ansichtig, da rief auch schon eine Stimme: „Sieh da, dütsche Soldate; ach, wie ist das aber nett, komme Sie doch nur glei rein“! Wir ließen uns diesen freundlichen Willkomm natürlich nicht zweimal bieten, sondern traten sofort ein, ohne unseren Cerberus auch nur noch eines Blickes zu würdigen. Am liebsten hätte ich ihm allerdings mit dem Stiefel, an dem ich noch einen Absatz hatte, unseren Dank und Abschiedsgruß auf seine verkehrte Front aufgedrückt. Wir wurden von allen in der Kanzlei Anwesenden herzlich begrüßt und beglückwünscht und ein duzend Fragen zu gleicher Zeit an uns gerichtet, so daß wir gar nicht wußten, welche der Fragen wir zuerst beantworten sollten. Der Herr Sekretär nahm ein Protokoll über unsere Personalien auf und während dies stattfand, erschien, wie aus einer Versenkung, ein Herr auf dem Plane, der uns ebenfalls begrüßte und seinen Glückwunsch aussprach und dann das Ersuchen an den Herrn Sekretär stellte, ihm zu erlauben, daß er uns während unseres Aufenthaltes in Bern in sein Haus aufnehme. Nachdem dies seitens des Konsulates genehmigt worden war, stellte sich uns die männliche Fee als Herr von X . . . vor und bat uns, daß wir uns als seine Gäste betrachten möchten. Nach einigen Einwendungen nahmen wir die edelmütige Einladung mit herzlichem Danke an. Zunächst wußten wir allerdings nicht, ob das alles Wirklichkeit, oder nur ein schöner Traum war. — — — Kurz darauf verwandelte der Zauberer Herr v. X. die beiden ab- und heruntergerissenen Flüchtlinge in zwei elegante „Kavalier“. — — — „Abgerissen“ ist wohl nicht die treffendste Bezeichnung für unsere damalige Erscheinung. Man stelle sich unser Aussehen vor: Nahezu 4 Wochen nicht gewaschen, sofern der oft stundenlang über unser Gesicht und unseren Körper laufende Regen, das Herumliegen und Herumlaufen in nassen Kleidern nicht als Wäsche, oder Bad betrachtet werden will. Ungekämmt und natürlich auch unrasiert, Gesicht und Hände zerkratzt und zerschunden, Mütze und Waffenrock zerknüllt und mit Schmutz bedeckt, die Hosen an verschiedenen Stellen zerrissen und die Stiefel in einer Verfassung, wie man sie auf einem Müllhaufen nicht „schöner“ finden kann. An einem Stiefel fehlte mir, wie bereits erwähnt, seit einigen Tagen ein Absatz; ich war wohl unterwegs einigemale als Flickschuster tätig, da die Stiefel aber fast ein ganzes Jahr lang kein Fett gesehen hatten, so waren sie mürbe, bezw. brüchig geworden. Der Bindfaden mit dem

ich sie zusammenflickte war stets nach kurzer Zeit durchgetreten und so umwickelte ich sie schließlich mit Eisendraht, damit sie mir nicht direkt von den Füßen fielen. Auf einem Maskenball hätten wir als Landstreicher sicherlich den ersten Preis und obendrein eine Prämie bekommen.

Wir wurden gewaschen, gekämmt, rasiert, von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet und dann an einen Tisch gesetzt, auf dem 2 mächtige Kalbshagen und eine Schüssel mit Salat prangten und dufteten. Nach so langer, langer Zeit wieder an einem gedeckten Tisch und auf diesem 2 Kalbshagen! Wer kann sich da nicht vorstellen, wie uns zu Mute war? Nach kräftiger Uzung führte uns Herr v. K. in seine Wohnung, woselbst wir abermals bewirtet wurden. Nach dieser zweiten Stärkung ließ uns unser freundlicher Wirt in seinem Auto zur deutschen Gesandtschaft fahren. Der Herr Militärattaché von Bismarck empfing uns und ließ, nachdem er uns als tapfere Soldaten beglückwünscht hatte, ein Protokoll aufnehmen. Als diese Formalitäten erfüllt waren, wurden wir mit dem Wunsche uns in Bern gut zu erholen entlassen.

Heute mittag noch in beschmutzten, zerrissenen Kleidern und in Stiefeln ohne Absätze und jetzt, ein paar Stunden später, fein herausgeputzt in einem eleganten Auto durch das Gesandtschaftsviertel von Bern fahrend, kamen wir uns vor wie Märchenprinzen. Gestern noch hinter schwedischen Gardinen auf einer harten Holzpritsche und einer mageren Wassersuppe und heute vor einem „Tischlein deck dich“, von Gratulanten umringt, angestaunt, ja bewundert, als hätten wir eine besondere Heldentat vollbracht. Ist es vielleicht doch nur ein Traum?

Wir wurden fortgesetzt eingeladen, bewirtet und beschenkt; so u. a. von Herrn und Frau Oberst Lardy, Herrn und Frau Prof. Dr. med. Zimmermann, von einem deutschen Juweliergeschäft, einem deutschen Verein, von der Theaterdirektion und endlich, aber nicht zuletzt, von den in Bern internierten Deutschen.

Am Mittwoch abend wurden wir zur deutschen Gesandtschaft beschieden und uns da eröffnet, daß wir am Donnerstag mittag Bern verlassen müßten, weil wir sonst interniert werden würden. Wir waren lange genug in Frankreich „interniert“, als daß wir Sehnsucht verspürt hätten, es auch einmal in der Schweiz mit einer Internierung zu versuchen, wenn es uns hier jedenfalls auch ungleich besser gegangen wäre.

Da wir noch zu verschiedenen Ausflügen in die nähere und fernere Umgebung Berns eingeladen waren, so war uns die vorerwähnte Eröffnung nicht besonders erfreulich, aber als Soldaten hatten wir eben zu gehorchen. In großer Begleitung wurden wir

zum Bahnhof gebracht und mit Blumen, Obst, Schokolade, Zigaretten usw. reich beschenkt. Es war ein etwas schmerzlicher Abschied von den vielen neugewonnenen lieben Freunden. Als sich der Zug bereits in Bewegung gesetzt hatte, rief uns Frau Oberst Lardy noch zu: „Grüßen Sie mir unser liebes Vaterland! Wir wollen siegen, wir werden siegen, wir müssen siegen!“ Ein Abschiedsgruß, der noch lange in uns nachgeklungen hat.

Wir haben unvergeßliche, herrliche Tage in Bern verlebt und hatten, wie wir unseren Freunden mehrmals gesagt haben, nur das Eine daran auszusetzen, daß wir zu sehr gefeiert worden sind. Es ist ja wohl richtig, daß wir große Strapazen ausgestanden, oft Hunger und Durst gelitten und dabei fortgesetzt in der Gefahr geschwebt haben, entdeckt und ergriffen zu werden. Aber welcher von unseren Kameraden, der seit dem Beginn des gewaltigen Völkerringens in vorderster Reihe gestanden hat, weiß nicht auch von psychischen und physischen Anstrengungen und Leiden zu erzählen? Wir haben, wie eine sehr große Anzahl unserer braven Kameraden, weiter nichts als unsere Pflicht und Schuldigkeit gegenüber unserem Vaterland getan und wir werden sie, das bedarf keiner weiteren Versicherung, auch fernerhin freudig erfüllen. Wir werden uns aller unserer lieben Berner Freunde, die uns ausnehmend liebevoll entgegenkamen, in so reichem Maße Gastfreundschaft gewährt und alle erdenklichen Aufmerksamkeiten erwiesen haben, zeitlebens in herzlicher Dankbarkeit und mit größter Hochschätzung erinnern.

In Basel angekommen, nahmen wir uns eine Droschke und fuhren durch die Stadt zur deutschen Zollrevision. Als wir über die Rheinbrücke fuhren und den majestätisch dahin fließenden deutschen Strom nach langer Zeit wiedersehen, entrang sich unserer Brust die Schlusstrophe des Herwegh'schen Rheinliedes: „Du Rhein sollst deutsch verbleiben!“

Auf Grund des uns durch die deutsche Gesandtschaft erteilten Ausweises wurden die Zollformalitäten rasch erledigt und wir fuhren dann nach Lörrach zum nächsten deutschen Bezirkskommando. Es war nacht geworden, das Bezirkskommando war bereits geschlossen und so suchten wir ein Gasthaus auf und schrieben uns in das Fremdenbuch als Ingenieur, bezw. Kaufmann ein. Nachdem wir noch einen Tee genehmigt hatten, verzogen wir uns geräuschlos in unsere Klappe. An einem Tische neben uns saßen einige Offiziere, die etwas anderes als wie Beruhigungstee tranken und anscheinend wenig, oder keine Notiz von uns Zivilisten nahmen. Wir schliefen wunderbar bis in

den frühen Morgen hinein und uns ein energisches Klopfen an unserer Türe aufweckte. Ich vermutete den Barbier, oder den Hausknecht und rief: „Ja, ja, es ist schon gut“, und legte mich auf die andere Seite. Kurz darauf klopfte es wiederholt und noch kräftiger, wie zuerst. Mit einem Donnerwetter fuhren wir aus den Federn und rissen die Türe auf, um dem Störenfried etliche Schmeicheleien zu sagen. Der vermeintliche Barbier schritt, ohne erst eine Einladung von uns abzuwarten, zu uns herein, mit den Worten: „Gendarmerie“; „Sie sind doch wohl in erster Linie nicht Ingenieur und Kaufmann, sondern Soldaten!“ — „Zeigen Sie mir Ihre Pässe!“ — Wir holten unsere Ausweise hervor und der Herr Wachtmeister las halblaut: „Auf persönlichen Wunsch den deutschen Behörden zugeführt; haben die Weisung sich bei dem Bezirkskommando in Lörrach zu melden. von Bismarck, M.-A.“ Die strenge Miene des Herrn Wachtmeisters war einer freundlicheren gewichen; er gab uns die Hand, gratulierte uns und ging dann fort, vielleicht mit dem Bedauern, diesmal keinen Fang gemacht zu haben.

Eine halbe Stunde später meldeten wir uns bei dem Herrn Bezirkskommandeur und wurden von ihm einvernommen. Da die Einvernahme die ganze Zeit unserer Abwesenheit in Deutschland umfaßte, d. h. mit dem Tage unserer Befangennahme begann und mit dem unseres Betretens vaterländischen Bodens endigte, so dauerte die Sache ziemlich lange. Es war mittlerweile 1 Uhr geworden. Der Herr Bezirkskommandeur lud uns zum Mittagessen in den Gasthof zum Hirschen, unserem Nachtquartier, ein und wir nahmen die freundliche Einladung gerne und dankbar an. Bei Tisch haben wir auf unseren allerhöchsten Kriegsherrn drei Hurra ausgebracht und auf einen baldigen, ehrenvollen Frieden angestoßen. Die ganze Tischgesellschaft war recht aufgeräumt und der Herr Bezirkskommandeur meinte wohlgelaunt, daß es schade sei, daß wir uns nicht gestern abend bei ihm gemeldet hätten, denn in diesem Fall hätten wir nicht so einsam Tee schlürfend abseits sitzen dürfen, sondern hätten mit ihm und seinen Kameraden einen deutschen, mehr kräftigenden Trunk miteinnehen müssen. Unsere Erzählung, wie wir am Morgen geweckt worden sind, löste viel Heiterkeit aus.

Die Zeit unserer Abfahrt war rascher herangekommen als uns lieb war; der Herr Kommandant händigte jedem von uns beiden, für die Wegzehrung, wie er es nannte, ein Geldstück ein. Nicht genug damit, öffnete auch Frau Hauptmann K . . ., seine Gemahlin, ihre Börse und beschenkte uns ebenfalls. Wir erhielten Weisung, uns

bei unserem Ersatzbataillon in Bitsch zu melden, da unser aktives Bataillon, bei dem wir zur Zeit unserer Gefangennahme gestanden hatten, inzwischen an die Ostfront versetzt worden war.

In Bitsch fanden wir eine Anzahl alter Kameraden, an deren Seite wir bei den Gefechten an der Wisne und bei Opfern teilgenommen hatten, die verwundet worden waren und nun bis zu ihrer Wiederherstellung und Kriegsverwendungsfähigkeit beim Ersatzbataillon Dienst taten. Mit herzlicher, aufrichtiger Freude bewillkommneten sie die verloren geglaubten und nun wiedergefundenen Kampfgenossen. Es gab da natürlich viel zu erzählen und manche alte Erinnerung wurde aufgefrischt. In stiller Wehmut, zugleich aber mit Stolz gedachten wir unserer treuen, tapferen Kameraden, die auf dem Felde der Ehre geblieben waren und nun in fremder Erde ruhen. Wir gelobten, daß ihr Blut nicht umsonst geflossen sein solle. Von Walhall herniedersehend, sollen sie finden, daß ihnen Rächer erstanden sind. — — —

Am Ende unserer kleinen Odyssee, glaube ich meine Aufzeichnungen nicht besser schließen zu können, als mit den Worten, die Frau Oberst Lardy meinem treuen Waffengefährten M. G. und mir als Abschiedsgruß zugerufen hat:

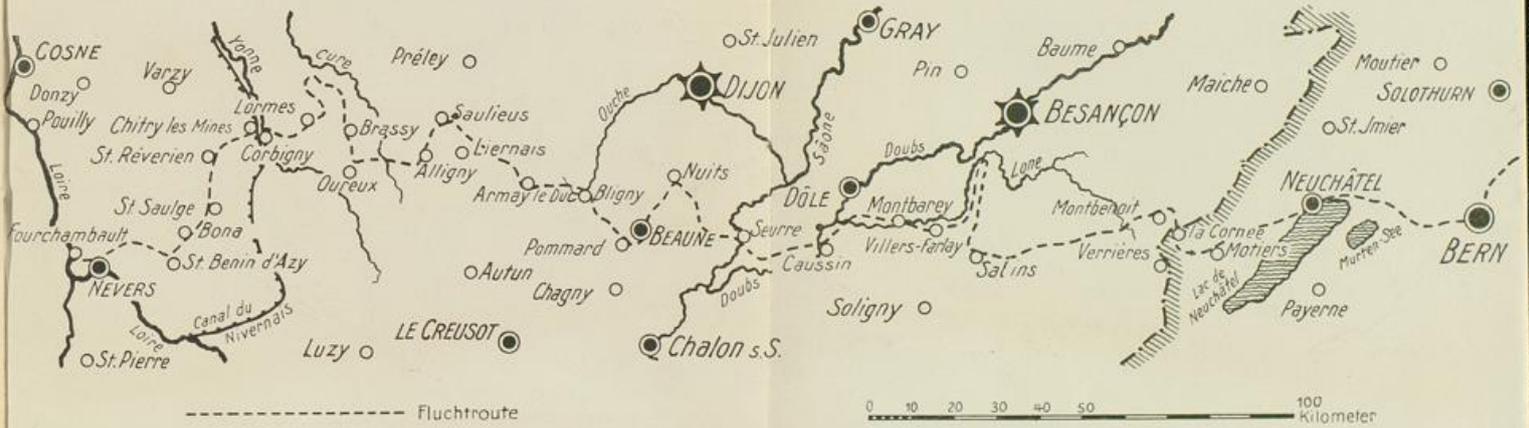
„Heil und Sieg unserem großen deutschen Vaterlande!
Wir wollen siegen, wir werden siegen, wir müssen siegen!“

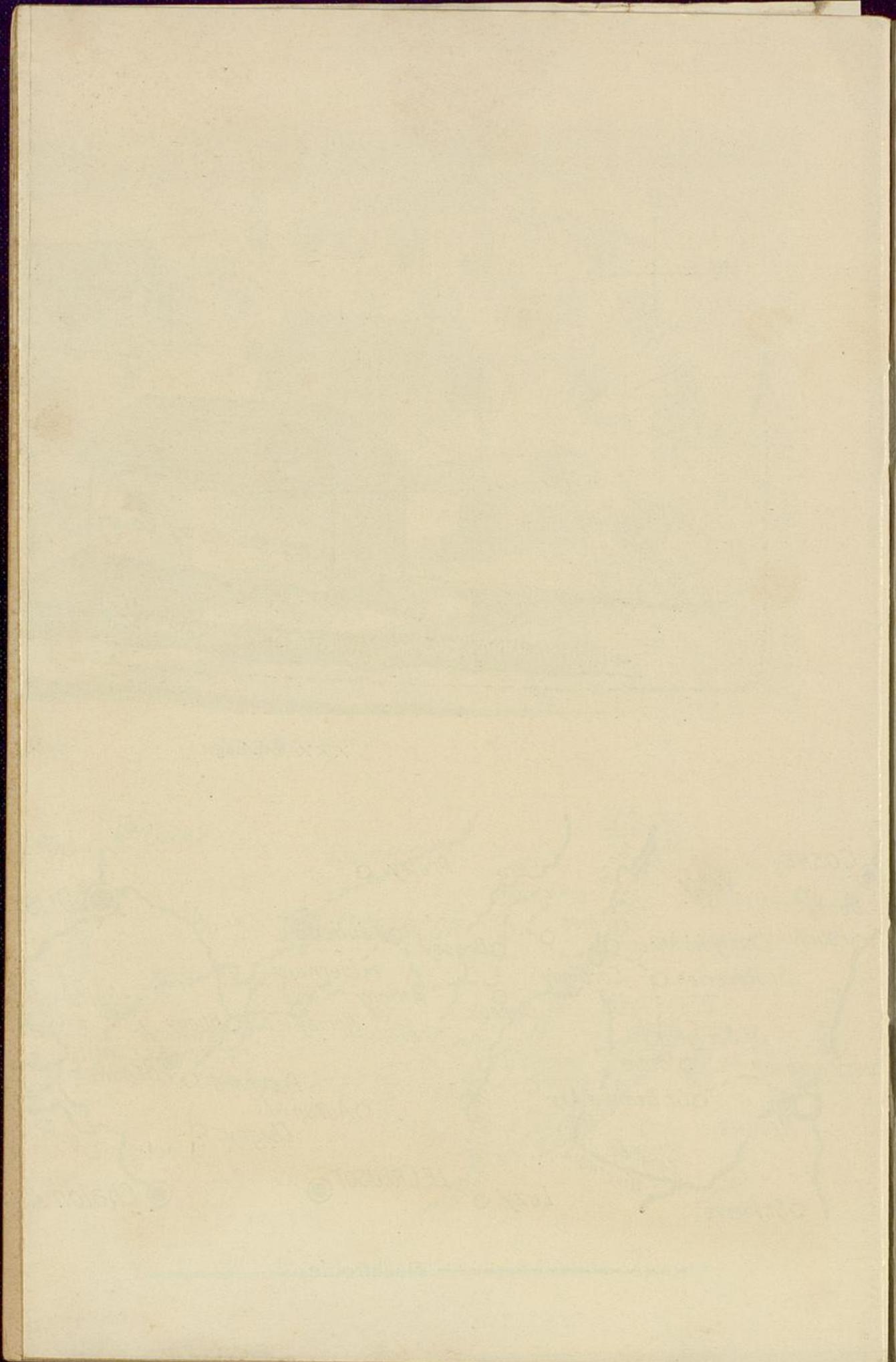
Otto H., Leutnant d. R.





××× Gef.-Lager × Waſche ×× Gef.-Lager







DONATUS WEBER, PFORZHEIM
BUCH- UND KUNST-DRUCKEREI



[1918]